



WASSt-Fachkonferenz

Queer in Wien:

**Stadt Wien Studie zur Lebenssituation
von LGBTIs in Wien**

Samstag, 3. Dezember 2016

Wiener Rathaus, 9.00-17.00 Uhr



WIENER ANTIDISKRIMINIERUNGSTELLE
FÜR GLEICHGESCHLECHTLICHE UND
TRANSGENDER LEBENSWEISEN

StaDt  Wien

Kontakt: Büro der Geschäftsgruppe Frauen, Bildung, Integration, Jugend und Personal, Rathaus,
A-1010 Wien. Tel. +43 1 4000 81280, sandra.frauenberger@wien.gv.at, www.sandra-frauenberger.at

Liebe TeilnehmerInnen!

Die Fachkonferenz 2016 der Wiener Antidiskriminierungsstelle für gleichgeschlechtliche und transgender Lebensweisen (WAS_t) beschäftigt sich heuer mit den unterschiedlichsten Lebensentwürfen von LGBTI-Personen in Wien. Wie wir sehen werden, verspricht die diesjährige Konferenz spannende Ansätze und bringt neue Ergebnisse zu Tage, die sowohl für die Arbeit der Stadt Wien, für die Wissenschaft als auch für die LGBTI-Community von Bedeutung sind.

2013 führte die Fundamental Rights Association (FRA) eine europaweite Studie zum Thema „LGBTI in Europa“ durch. Anlässlich dieser Ergebnisse entschloss sich Wien, eine angelehnte Studie für die Stadt durchzuführen, um zu erfahren, welchen Bereichen wir als Stadt vermehrte Aufmerksamkeit widmen müssen. Die 2015 vom Institut für höhere Studien (IHS) durchgeführte und von der WAS_t in Auftrag gegebene Studie „Queer in Wien“ befragte in Wien lebende LGBTI-Personen zu verschiedenen Alltags- und Lebensbereichen: Bildung, Arbeitsplatz, Regenbogenfamilien, Jugend und Alter sowie Sicherheit und Gewalt im öffentlichen Raum. Die Studie zeigt klar: Diskriminierungen im Bildungsbereich, am Arbeitsplatz und vor allem im öffentlichen Raum gibt es trotz der Erfolge für LGBTIQ in den vergangenen Jahren immer noch. Mit der „Queer in Wien“-Erhebung wird deutlich, dass die Leugnung von Homo- und Transphobie schlichtweg falsch ist. Hier gilt es nicht nur hinzusehen, sondern auch klar zu betonen: Wien ist eine Stadt der Vielfalt und Akzeptanz, in der Diskriminierung und Gewalt an LGBTI-Personen keinen Platz hat.

Zahlen und Fakten sind für die weitere Arbeit im Antidiskriminierungsbereich der Stadt Wien, insbesondere der WAS_t, von hoher Bedeutung: Sie zeigen Bereiche auf, bei welchen wir in Zukunft genauer hinschauen müssen, um die Lebensqualität in Wien zu wahren bzw. zu verbessern. Im Regierungsübereinkommen der Stadt Wien steht geschrieben: „Egal, wen du liebst, Wien liebt dich“. Dies ist nicht nur eine Floskel, sondern war sowohl für die Vergangenheit und ist für die Zukunft ein klarer Auftrag für mich: Menschen dürfen nicht aufgrund der sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität diskriminiert werden oder Gewalt ausgesetzt sein. Die Stadt Wien betreibt seit nunmehr 18 Jahren „Amtliche Buntmachung“ und wird auch weiterhin LGBTI-Chancengleichheit und Antidiskriminierung fördern. Die Ergebnisse aus der „Queer in Wien“ Studie zeigen einmal mehr die Notwendigkeit zur weiteren politischen und gesellschaftlichen Arbeit im LGBTI-Bereich, beispielsweise die Einführung des so genannten „Leveling up“.

Ich wünsche Ihnen bei der mit internationalen ExpertInnen besetzten Fachkonferenz spannende Inputs, viele neue Erkenntnisse. Ich freue mich auf die weitere gemeinsame Arbeit gegen Homo- und Transphobie!

Sandra Frauenberger

Amtsführende Stadträtin für Frauen, Bildung, Integration, Jugend und Personal



Foto: Alexandra Kromus | PID

Programm

08.30 Anmeldung

09.00 Begrüßung

Mag. Wolfgang Wilhelm, WSt

Eröffnung der Konferenz

Stadträtin Sandra Frauenberger

09.15 Zumutungen der Vielfalt: Ablehnung, Respekt, Toleranz

Univ.-Prof. Dr. Bernd Simon, Christian-Albrechts-Universität Kiel

10.15 Pause

10.45 Sexuelle Orientierungen als Gegenstand der Forschung

Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Meike Watzlawik, Sigmund Freud Privatuniversität Berlin

11.45 Queer in Wien. Ergebnisse der WSt-Studie zur Lebenssituation von LGBTIs in Wien

Dr.ⁱⁿ Karin Schönflug, Institut für Höhere Studien (IHS)

12.45 Mittagspause mit Buffet

13.45 Workshops: Detailauswertungen zu den Themenschwerpunkten

Workshop 1: Jugendliche, Schule und Ausbildung

Dr.ⁱⁿ Patricia Bohrn, Es wird Besser Österreich

Mag.^a Viktoria Eberhardt, Projektteam Studie „Queer in Wien“

Moderation: Mag. Wolfgang Wilhelm, WSt

Workshop 2: Diskriminierung und Gewalt im öffentlichen Raum

Christina Gabriel, GayCops Austria

Mag. Clemens Huber, Projektteam Studie „Queer in Wien“

Moderation: Angela Schwarz, WSt

Workshop 3: Queere Menschen mit Behinderungen

Josefine Bauer, Queer as Deaf

Elisabeth Laister, BA, Leicht Lesen – Texte besser verstehen

Moderation: Florian Wibmer, MA, WSt

Workshop 4: Leben als Regenbogenfamilie

Karin Mayer, Regenbogenfamilienzentrum Wien

Dr.ⁱⁿ Karin Schönflug, IHS & Projektteam Studie „Queer in Wien“

Moderation: Hikmet Kayahan, Bündnis für Menschenrechte und Zivilcourage

15.45 Pause

16.00 Berichte aus den Workshops

16.15 Talk: Queere Forschungsbeiträge – Schritte zur Akzeptanz!?

Dr.ⁱⁿ Karin Schönflug, Institut für Höhere Studien (IHS)

Univ.-Prof. Dr. Bernd Simon, Christian-Albrechts-Universität Kiel

Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Meike Watzlawik, Sigmund Freud Privatuniversität Berlin

Mag. Wolfgang Wilhelm, WSt

17.00 Zusammenfassung und Abschluss der Konferenz

Wissenschaftliche Leitung und Moderation: Mag. Wolfgang Wilhelm

Die Vortragenden



Foto: Wilke

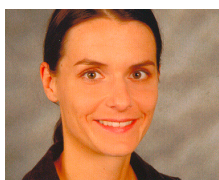
Wolfgang Wilhelm, Mag. MAS MSc ist Kommunikationswissenschaftler, Psychotherapeut, System. Familientherapeut, Supervisor, Coach und eingetr. Zivilrechtsmediator. Er ist Leiter der Wiener Antidiskriminierungsstelle für gleichgeschlechtliche und transgender Lebensweisen (WASSt), Generalsekretär der Österr. Gesellschaft für Sexualwissenschaften (ÖGS) und Obmann der Aids Hilfe Wien.

Kontakt: Wiener Antidiskriminierungsstelle für gleichgeschlechtliche und transgender Lebensweisen, Auerspergstraße 15, A-1080 Wien. Tel. +43 1 4000 81449, wolfgang.wilhelm@wien.gv.at, www.queer.wien.at



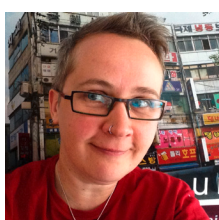
Bernd Simon, Univ.-Prof., Dr. studierte an der Westfälischen-Wilhelms-Universität zu Münster und an der University of Kent in Canterbury (England) Psychologie, Soziologie und Philosophie. Es folgten das Diplom in Psychologie, die Promotion und die Habilitation in Münster, längere Forschungsaufenthalte in den USA sowie Rufe ins In- und Ausland. Seit 1998 ist er Professor für Sozialpsychologie an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, seit 2008 auch Professor für Politische Psychologie. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die Identitäts- und Gruppenforschung unter besonderer Berücksichtigung von Beziehungen zwischen Minoritäten und Majoritäten, Politisierungsprozessen, Macht und Respekt. Er ist Autor zahlreicher deutsch- und englischsprachiger Zeitschriften- und Buchpublikationen (u. a. von „Identity in Modern Society“, Blackwell Publishing).

Kontakt: Christian-Albrechts-Universität, Institut für Psychologie, Lehrstuhl für Sozialpsychologie und Politische Psychologie, Olshausenstr. 40, D-24098 Kiel. Tel. +49 (0)431 880-3972, simon@psychologie.uni-kiel.de



Meike Watzlawik, Univ.-Prof.ⁱⁿ, Dr.ⁱⁿ studierte Psychologie und promovierte 2004 an der Technischen Universität Braunschweig zum Thema „Sexuelle Identitätsentwicklung im Jugendalter“. Seitdem hat sie parallel zu ihrer Habilitation (2008) Arbeiten zu dem Themenbereich durchgeführt oder begleitet, die u. a. in dem Buch „Sexuelle Orientierungen - Gegen das Denken in Schubladen“ (2009) veröffentlicht wurden. Ihre aktuellsten Arbeiten zum Thema sind der Online-Artikel „Homo-, bi- oder heterosexuell? Identitätsfindung in, zwischen und außerhalb der Norm“ in der Zeitschrift Inklusion (2014) und das gerade erschienene Handbuchkapitel „Schwul, lesbisch, bi, hetero oder nichts von alledem? Sexuelle Identitätsfindung innerhalb und außerhalb von Kategorien“ (2016), das im Handbuch Diversity Kompetenz von Genkova und Ringeisen (2016) erschienen ist. Sie ist Professorin für Entwicklung, Bildung und Kultur an der Sigmund Freud PrivatUniversität Berlin.

Kontakt: Sigmund Freud PrivatUniversität Berlin, Developmental & Cultural Psychology, Columbiadamm 10, D-12101 Berlin. Tel.+49 (0)30 695 797 28-16, meike.watzlawik@sfu-berlin.de



Karin Schönflug, Dr.ⁱⁿ ist Ökonomin am Institut für Höhere Studien Wien (IHS) und an der Universität Wien sowie langjährige Mitarbeiterin des Türkis Lila Tipp, der Lesben* Beratungs- und Bestärkungsstelle in der Rosa Lila Villa. Gemeinsam mit ihren Kolleginnen* entwickelte sie u.a. Projekte zu lesbischen Sexualitäten, Beziehungen und Körperidentitäten, sowie lesbischen, queeren und feministischen Utopien in Theorie und Praxis. Als Ökonomin forscht sie zur sozioökonomischen Inklusion und Exklusion von LGBTIs.

Kontakt: Institut für Höhere Studien - Institute for Advanced Studies, Josefstädter Straße 39, A-1080 Wien. Tel. +43 1 59991 159, karin.schoenpflug@ihs.ac.at, www.ihs.ac.at



Patricia Bohrn, Dr.ⁱⁿ ist Pädagogin, Psychotherapeutin (Systemische Familientherapie) sowie Traumatherapeutin (EMDR), weiters Vortragende und Autorin von zahlreichen Fachpublikationen. Sie ist Mitarbeiterin in der Psychosozialen Ambulanz ESRA, psychosoziale Beraterin an der Beratungsstelle Courage und Vorstandsmitglied von Es wird besser Österreich.

Kontakt: www.bohrnpatricia.net, patricia.bohrn@chello



Viktoria Eberhardt, BA Bakk. phil., geboren 1992, ist Absolventin der Bachelorstudiengänge Internationale Entwicklung und Publizistik- und Kommunikationswissenschaft.

2015/16 war sie Studienassistentin für Entwicklungsökonomie. Aktuell absolviert sie das Masterstudium Internationale Entwicklung. Ihre Studienschwerpunkte sind Geschlechterverhältnisse, Sexualitätsnormen und Geschichte.

Kontakt: viktoria.eberhardt@unvie.ac.at



Christina Gabriel, ist seit 1992 als Exekutivbedienstete der Landespolizeidirektion Wien tätig. Sie begann als uniformierte Polizistin im Streifendienst, absolvierte einen internen Fachkurs und war danach dienstführende Beamtin in einer Polizeiinspektion. Seit 2006 arbeitet sie im Landeskriminalamt Wien in der Kriminalprävention, wo sie aktuell für Suchtprävention zuständig ist. Sie arbeitet an Projekten im Bereich des Vielfaltsmanagements mit und setzt sich als stellvertretende Obfrau des Vereins GayCopsAustria für die Rechte von LGBTs inner- und außerhalb der Polizei ein.

Kontakt: Verein GayCopsAustria, www.gaycopsaustria.at, VereinGCA@gmail.com



Clemens Huber, Mag. studierte Soziologie und Internationale Entwicklung an der Universität Wien und Louvain-la-Neuve, Belgien, mit Schwerpunkt Gender sowie sexual & body politics. Er lebt in Wien und ist hauptberuflich im Bereich Entwicklungszusammenarbeit tätig.

Kontakt: clemens.huber@gmail.com



Foto: Pavel Wowk

Angela Schwarz ist Beraterin für Managing Gender & Diversity. Sie war Buchhändlerin, Funktionärin in der Katholischen Jugend, in der Behindertenarbeit sowie als Beraterin in der arbeitsmarktpolitischen Mädchenarbeit tätig. Sie war lange Jahre ehrenamtliche Mitarbeiterin in der Beratungsstelle „Rosa Lila Tip“ und ist Leiter-Stellvertreterin der Wiener Antidiskriminierungsstelle für gleichgeschlechtliche und transgener Lebensweisen (WASSt).

Kontakt: Wiener Antidiskriminierungsstelle für gleichgeschlechtliche und transgener Lebensweisen, Auerspergstraße 15, A-1080 Wien. Tel. +43 1 4000 81449, angela.schwarz@wien.gv.at, www.queer.wien.at



Josefine Bauer, ist akademische Lehrerin für Österreichische Gebärdensprache, Bau- und Möbeltischlermeisterin und derzeit Vertragsbedienstete der Stadt Wien, Mandat der Behindertenvertrauensperson. Sie ist ehemaliges Vorstandsmitglied im Österreichischen Gehörlosenbund und Vorstandsmitglied von Queer as Deaf.

Kontakt: josefine.bauer@gmx.at



Elisabeth Laister, BA BA, absolvierte die Lehre zur Verwaltungsassistentin, studierte Kultur- und Sozialanthropologie, Soziale Arbeit und Leichte Sprache (Capito Graz). Sie ist als Unterstützerin in der Empowermentbewegung von Menschen mit Lernschwierigkeiten tätig, Übersetzerin in Leichte Sprache und Gründerin des Vereins „Leicht Lesen – Texte besser verstehen“. Ihre Bachelorarbeit schrieb sie zum Thema Identität von Menschen mit Lernschwierigkeiten in Bezug auf die Selbstvertretungsbewegung. Sie forscht im Bereich der Disability Studies und gibt den Leicht Lesen Ratgeber für Menschen mit Lernschwierigkeiten zum Thema Soziale Medien heraus. Zudem ist sie Gesellschafterin bei „SeiLais GesbR. Leicht Lesen – Texte besser verstehen“.

Kontakt: „SeiLais GesbR. Texte besser verstehen“ c/o Elisabeth Laister, Gaswerkstraße 12/3/15, 1210 Wien. Tel. 0676-6267689, elisabeth.laister@leichtlesen.at, www.leichtlesen.at



Florian Wibmer, MA, studierte Geschichtswissenschaften an der Universität Wien. Er war im Verein Österreichischer Gehörloser Studierender aktiv, hielt Individualschulungen für Gehörlose und Schwerhörige ab, engagiert sich als Bezirksrat in Wien-Mariahilf und ist Ersatzmitglied im unabhängigen und weisungsfreien Monitoringausschuss zur Umsetzung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Seit 2014 ist er Referent der Wiener Antidiskriminierungsstelle für gleichgeschlechtliche und transgener Lebensweisen (WASSt).

Kontakt: Wiener Antidiskriminierungsstelle für gleichgeschlechtliche und transgener Lebensweisen, Auerspergstraße 15, A-1080 Wien. Tel. +43 1 4000 8144, florian.wibmer@wien.gv.at, www.queer.wien.at



Karin Mayer, Mag.^a ist Erwachsenenbildnerin, Coach und studierte Geschichte und Politikwissenschaften an der Universität Wien. Sie absolvierte zahlreiche Zusatzausbildungen in Pädagogik und Beratung, Interkulturelle Kompetenzen sowie Gender- und Diversity-Management. Sie war in der außerschulischen Jugendarbeit, der feministischen Mädchen- und Frauenbildung sowie in der Erwachsenenbildung im interkulturellen/entwicklungspolitischen Kontext tätig. Sie ist Mit-Initiatorin zahlreicher Projekte und Initiativen: Verein Sprungbrett (Mädchenberatungsstelle Wien); Verein Drehungen – Selbstbewusstsein, Selbstbehauptung und Selbstverteidigung für Mädchen und Frauen; Mamazonen – lesbische [Co]Mütter und ihre Kinder. Sie ist Mutter eines erwachsenen Sohnes und Vorstandsmitglied im Verein FAMOs – Familien Andersrum Österreich. Seit Juni 2016 ist sie Geschäftsführerin des Regenbogenfamilienzentrum Wien.

Kontakt: 1160 Wien, Heigerleinstraße 54/21. www.rbfz-wien.at, office@rbfz-wien.at



Hikmet Kayahan, Jahrgang 1966, ist ein aus der Türkei stammender Tscherkesse mit Sozialisation in Deutschland und Lebensmittelpunkt in Wien. Er studierte Germanistik und Pädagogik und verfügt über langjährige Erfahrung in der Jugend- und Erwachsenenbildung. Zudem ist er ein ausgewiesener Integrations- und Kommunikationsexperte sowie Trainer für interkulturelle Kompetenzen und Konfliktmanagement.

Kontakt: www.kayahan.at

Die Vorträge

Bernd Simon

Zumutungen der Vielfalt: Ablehnung, Respekt, Toleranz

Ausgangspunkt meiner Erörterungen ist das weitverbreitete Phänomen der gegenseitigen Ablehnung von Personen, die unterschiedlichen sozialen Gruppen angehören. Um die negativen Auswirkungen dieser Ablehnung im Zaum zu halten, muss den Mitgliedern pluralistischer Gesellschaften gegenseitiger Respekt abverlangt bzw. zugemutet werden.

Diese Problematik analysiere ich mit Hilfe einer von uns entwickelten sozialpsychologischen Respekttheorie, die einen Brückenschlag zu anerkennungstheoretischen Überlegungen sozialphilosophischer Provenienz leistet und in deren Mittelpunkt eine Konzeption von Respekt als Gleichheitsanerkennung steht.

Zudem präsentiere ich eigene empirische Forschungsarbeiten, die zum einen die grundlegende Respektkonzeption validieren und zum anderen wichtige soziale Auswirkungen von Respekt (sowie von mangelndem Respekt) beleuchten.

Meine Ausführungen münden schließlich im Entwurf und in der empirischen Untermauerung eines Ablehnung-Respekt-Modells der Toleranz.

Literatur:

Simon, B. (2016). Ablehnung von Homosexualität: Vorurteil, Respekt, Politisierung. *WestEnd – Neue Zeitschrift für Sozialforschung*, 2, 95-105.

Simon, B. (im Druck). Grundriss einer sozialpsychologischen Respekttheorie. Implikationen für Kooperation und Konflikt in pluralistischen Gesellschaften. *Psychologische Rundschau*.

Meike Watzlawik

Sexuelle Orientierungen als Gegenstand der Forschung

Jeder Mensch ist in irgendeiner Form sexuell orientiert. Diese Aussage ist selbst dann zutreffend, wenn er sich entscheidet, seine Sexualität allein mit sich zu leben oder sexuell gar nicht aktiv zu sein. Sexuelle Orientierungen werden allerdings oft nur in den Kategorien homo-, bi- und heterosexuell gedacht, was der Vielfalt des Phänomens nicht gerecht wird. Dabei machte bereits Kinsey (1948, 1953) deutlich, dass es bei der sexuellen Orientierung um mehr geht als Sex: Die Frage, mit wem ein Mensch sexuell verkehrt – mit gleich- und/oder gegengeschlechtlichen Personen – reiche nicht aus, um zu sagen, wo eine Person zu einem bestimmten Zeitpunkt auf der Skala einzuordnen sei. Es müssten auch Phantasien und Wünsche mit einbezogen, also nicht nur nach tatsächlichem Verhalten, sondern auch nach gewünschten Möglichkeiten gefragt werden. Eine weitere kleinere Revolution gab es mit der Veröffentlichung von Klein, Sepekoff und Wolf (1985, Originalartikel erschien fünf Jahre früher), die – aufbauend auf Kinseys Befunden – noch weiter ins Detail gingen, indem sie das Sexual Orientation Grid aufstellten. Mit diesem sollten die vielfältigen Facetten der sexuellen Orientierung (sexuelle Anziehung, sexuelles Verhalten & Fantasien, emotionale und soziale Präferenzen, die Selbstidentifikation und der Lebensstil) verdeutlicht werden. Außerdem zeigten sie durch den Bezug zu Vergangenheit, Gegenwart und dem Ideal noch einmal auf, dass Variabilität in Bezug auf den zeitlichen Verlauf vorkommen kann und mit abgefragt werden sollte. Gerade das Ideal kann sich stark von dem tatsächlichen Verhalten und Erleben unterscheiden, wenn man in einem repressiven Umfeld lebt und Angst vor Diskriminierung hat (z.B. wenn sich ein Mann sexuell und emotional eindeutig zu anderen Männern hingezogen fühlt, aber dennoch in einer heterosexuellen Beziehung lebt, um den Erwartungen seines Umfeldes gerecht zu werden). In der Forschung hat sich die Anwendung des KSOG als sehr aufwändig erwiesen, da (A) sich die befragten Personen 21-mal einordnen müssen (7 Facetten für Vergangenheit, Gegenwart und Ideal) und (B) die Frage bestehen bleibt, wie man mit diesem Reichtum an Daten – die dem tatsächlichen Phänomen der sexuellen Orientierungen zwar näher kommen als bisherige Kategorien, aber es dadurch auch unübersichtlicher werden lassen – statistisch und methodisch umgehen soll. Möglichkeiten werden zum Beispiel im Sonderheft des Journal of Bisexuality: Bisexuality, the Klein Sexual Orientation Grid, and Other Measures of Sexual Orientation, das 2014 erschienen ist, diskutiert.

All die bisher genannten Möglichkeiten, sexuelle Orientierungen messbar zu machen, weisen jedoch eine Schwachstelle auf: Sowohl die Kinsey Skala als auch das KSOG legen der Bestimmung der sexuellen Orientierung eines Menschen die eindeutige Zuordnung zu einem Geschlecht (Mann/Frau) zu Grunde; sowohl von der Person, die sich zu jemandem hingezogen fühlt, als auch von der Person, die Anziehung ausübt. Verzichtet man darauf, das Geschlecht der Person, für die die sexuelle Orientierung beschrieben werden soll, einzubeziehen, könnte man einfach von männerliebenden (Androphilie) und frauenliebenden (Gynäkophilie) Individuen sprechen (Weinrich, 2014). Allerdings geht man auch bei diesem Vorschlag von einer Zweiteilung der Geschlechter aus. Alternative Bezeichnungen, die von dieser Dichotomie Abstand nehmen, sind beispielsweise pansexuell oder polysexuell. Pansexuell orientiert wären Menschen, die sich grundsätzlich sexuell, emotional, etc. zu zur eigenen Person passenden

anderen Menschen hingezogen fühlen – unabhängig davon, ob diese z.B. eine eindeutige, mit dem biologischen Geschlecht übereinstimmende weibliche (cis-geschlechtliche) oder transgeschlechtliche Identität aufweisen. Gerade von trans* Menschen wird pansexuell oft als Kategorie zur Beschreibung ihrer sexuellen Orientierung gegenüber den an die Geschlechterdichotomie gekoppelten Bezeichnungen bevorzugt (vgl. Kuper et al., 2012). Polysexuell kann hingegen darauf hinweisen, dass sich jemand zu Personen mit verschiedenen Geschlechtsidentitäten hingezogen fühlt – aber nicht zwingend für alle offen sein muss.

Festzuhalten ist, dass die Antwort auf die Frage nach der sexuellen Orientierung nicht so eindeutig ist, wie sie oft zu sein scheint. Meist bewegt man sich – auch in vielen Studien – lediglich auf der Ebene der (momentanen) Selbstidentifikation („Welche sexuelle Orientierung haben Sie?“). Was das für den einzelnen Menschen bedeutet, kann – wie beschrieben – sehr unterschiedlich sein. Die Vielfältigkeit der sexuellen Orientierungen erklärt auch, warum es manchen Menschen zu Recht schwer fällt, sich selbst in den ihnen bekannten Begriffen, Kategorien und Stufen wiederzufinden.

Neben der Erfassung der sexuellen Orientierung selbst, ist die Frage interessant, warum sie als solche überhaupt untersucht wurde und wird. In der Forschung standen in den unterschiedlichen Epochen verschiedene Fragen im Vordergrund. Geschichtlich gesehen war es jedoch meist die Frage nach der „Ursache“ der homosexuellen Orientierung, die geklärt werden sollte. Vor allem das homosexuelle Begehren unter Männern weckte im 19. Jahrhundert das Interesse vieler Forscher. Stellvertretend sei hier Krafft-Ebing (1886) genannt, der in seinem Buch *Psychopathia sexualis* Homosexualität bei Männern als unwillentliche und somit krankhafte Perversion beschreibt. Es handle sich bei einem homosexuell orientierten Mann um einen „Scheinmann“. Er habe zwar männliche Fortpflanzungsorgane, gleiche von der Gehirnstruktur her aber einer Frau. Dass es sich im Umkehrschluss bei lesbischen Frauen um männliche Wesen handeln müsse, bestätigte Westphal (1869) durch seine Studie über die konträre Sexualempfindung bei einer (!) seiner Patientinnen.

Gemäß diesen Studien wurde Homosexualität in dieser Zeit als etwas „Krankhaftes“ bzw. „Wider-natürliches“ gesehen. Diese vorherrschende Überzeugung schlug sich auch in der Gesetzgebung nieder. In Deutschland wurde 1871 der §175 Reichsstrafgesetzbuch eingeführt. Er besagt, dass die wider-natürliche Unzucht zwischen Personen männlichen Geschlechts oder von Menschen mit Tieren mit Gefängnisstrafe geahndet werden soll. Die bürgerlichen Ehrenrechte können der angeklagten Person ebenfalls aberkannt werden. Sexuelle Handlungen zwischen Frauen werden nicht strafrechtlich verfolgt, da sie aufgrund der Stellung der Frau als für die Gesellschaft unbedrohlich eingestuft werden.

Um der Diskriminierung Homosexueller entgegen zu treten, gründet der Berliner Arzt Magnus Hirschfeld 1897 die erste Organisation, die sich für die Rechte Homosexueller einsetzt: das Wissenschaftliche Humanitäre Komitee. Es dauert jedoch Jahrzehnte, bis die durch ihn eingeleiteten Gleichberechtigungsbestrebungen in der Gesetzgebung ihre Umsetzung finden. In der BRD sind homosexuelle Beziehungen zwischen Erwachsenen seit 1969 (in der DDR seit 1958) nicht mehr strafbar. Es gab jedoch noch bis 1994 eine besondere Schutzaltersgrenze für homosexuelle Kontakte zwischen Erwachsenen und nicht volljährigen Jugendlichen.

Die weitverbreitete Annahme des 19. Jahrhunderts, dass es sich bei der Homosexualität um eine Krankheit handle, wurde zuerst in den USA in Frage gestellt. 1973 betont die American Psychiatric Association, dass es aufgrund neuerer Forschungsbefunde notwendig sei, den Begriff Homosexualität

aus der offiziellen Liste der Geisteskrankheiten zu streichen. Als Konsequenz verabschiedet die American Psychological Association 1975 eine Resolution, die diese Entscheidung unterstützt. In Europa wird Homosexualität erst 1993 durch die World Health Organization aus dem Katalog der Krankheiten gestrichen. Heute wird Homosexualität weder nach den amerikanischen (DSM = Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders) noch nach den im deutschsprachigen Raum angewendeten klinisch-diagnostischen Leitlinien (ICD = International Classification of Mental and Behavioural Disorders) als psychische Störung eingestuft. Auch ist man sich einig, dass die „Ursache“ jeglicher sexueller Orientierungen aufgrund der Vielschichtigkeit des Phänomens nicht geklärt werden kann und dass bisher „alle Versuche, eine vermutete Ursache wissenschaftlich zu beweisen, gescheitert sind“ (BZgA, 2000, S.20)¹.

Heutzutage ist der Fokus der Forschung eher auf das Erleben der Menschen gerichtet. Da sich die meisten Menschen während des Jugendalters ihrer sexuellen Orientierung bewusst werden (vgl. Krell 2013; Watzlawik und Heine 2009; Watzlawik 2004), wobei dies nicht zwingend der Fall sein muss und auch später im Lebenslauf zum Thema werden kann, stieg das Interesse an der weiteren Entwicklung von vor allem homo- und bisexuell orientierten Menschen in Abgrenzung von heterosexuell orientierten. Studien belegen, dass homo- und bisexuelle Orientierungen mit Herausforderungen in der Entwicklung verbunden sein können (Schupp, 1999; Biechele, Reisbeck & Keupp, 2001, Krell, 2013; Krell & Oldemeier, 2015) und dass Diskriminierungserfahrungen häufiger sind als bei den heterosexuell orientierten Peers (Bachmann & Simon, 2014; FRA – European Union Agency for Fundamental Rights, 2013; LesMigraS, 2012; Ministerium für Integration, 2015). Die Ergebnisse machen so auf notwendige Aufklärung und Bildungsarbeit aufmerksam. Immer mehr stellt sich aber auch die Frage in der Forschung, wie man noch näher an die Lebensrealitäten von unterschiedlich orientierten Menschen kommen kann, da sie zum einen nicht nur durch eine Facette bestimmt werden (die an sich schon schwer zu definieren sind), sondern parallel viele Merkmale aufweisen, die sich gegenseitig bedingen (Stichwort: Intersektionalität) und letztendlich, wenn man dieser Beobachtung Rechnung trägt, viel stärker in den Forschungsprozess als Expert*innen mit eingebunden werden sollten. Es bleibt also noch viel zu tun!

¹ Und letztendlich auch immer gefragt werden muss, WARUM die Frage nach der Ursache überhaupt gestellt wird. Wenn es nämlich um die Möglichkeit der Veränderung geht, stellen sich viele wichtige, ethische Fragen: Was darf Forschung?

**Karin Schönpflug, Roswitha Hofmann,
Christine M. Klappeer, Clemens Huber,
Viktoria Eberhardt**

Queer in Wien. Ergebnisse der WAST-Studie zur Lebenssituation von LGBTIs in Wien

Die Studie „Queer in Wien“ untersucht die Lebenssituation und Lebenszufriedenheit von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Transgender und Intersex Personen (LGBTIs) im Raum Wien sowie deren Erfahrungen mit Gewalt, Diskriminierung und Ungleichbehandlung in unterschiedlichen Lebensbereichen und institutionellen Kontexten. Die Studie zeichnet sich vordergründig durch eine hohe Rücklaufquote und ein überwältigend hohes Engagement der TeilnehmerInnen bei der durchgeführten Online-Befragung (1.827 vollständig und 1.334 teilweise ausgefüllte Fragebögen) und einem ausgeglichenen Geschlechterverhältnis zwischen Männern* und Frauen* (42% Cis/Frauen, 46% Cis/Männer) aus, sowie einer Teilnahme von 4% Transgender Personen und 1% Intersex Personen. Die Laufzeit zum Ausfüllen des Fragebogens war von Dezember 2014 bis März 2015. Besonders zu erwähnen ist im Rahmen der Online Befragung der qualitative Teil der Beantwortungen, der sich durch einen riesigen Detailreichtum, große Offenheit der Teilnehmenden und enorme Kooperation in der Verbesserung von Problemstellungen auszeichnet. Darüber hinaus wurden die quantitativen Ergebnisse des Online-Surveys durch qualitative Erhebungen mit unterrepräsentierten Zielgruppen/Themenfeldern (Jugend/Schule, Regenbogenfamilien, LGBTIs und Behinderung(en)) vertieft.

Durch die Methode der Online-Befragung und durch einen Community orientierten Ansatz konnte der erwartete Bias hinsichtlich Ausbildung, Beschäftigung und Alter nicht vermieden werden. Der formale Bildungsgrad der BefragungsteilnehmerInnen ist demnach im Vergleich zur österreichischen Gesamtbevölkerung relativ hoch: Knapp 40% hatten hier einen Universitätsabschluss, in der Gesamtbevölkerung sind das nur 11%. Mehr als doppelt so viele der Befragten als die Allgemeinheit verfügen über eine Matura. Ähnliches zeigt sich auch bei der Beschäftigung: Während in der Gesamtbevölkerung 31% ArbeiterInnen sind, sind es die Befragten nur zu 4%. Darüber hinaus konnten hauptsächlich LGBTIs zwischen 19 und 45 Jahren erreicht werden, ältere Personen und Personen unter 18 Jahren sind in dieser Studie unterrepräsentiert.

Die folgenden Ergebnisse müssen daher vor dem Hintergrund der oben genannten Einschränkungen interpretiert werden:

Lebenszufriedenheit von LGBTIs in Wien

Generell gibt es unter LGBTIs eine hohe (Lebens-)Zufriedenheit: 67% der Personen fühlen sich in Wien „sehr“ bis „recht“ zufrieden.

- Was konkrete Faktoren des Lebens in Wien betrifft, variiert die Zufriedenheit. Die Einrichtungen der Stadt Wien – d.h. städtische Behörden, öffentliche Verkehrsmittel, Wohnbereich, Spitäler und Altenpflege – werden vom Großteil der Befragten mit „sehr gut“ oder „gut“ beurteilt. Einrichtungen zur Altenpflege schneiden etwas schlechter ab als andere Einrichtungen der Stadt Wien.
- Was die Zufriedenheit mit der Sicherheit im öffentlichen Raum betrifft, scheint das geschlechtliche Selbstverständnis der Befragten eine größere Rolle zu spielen als ihre sexuelle Orientierung. Insbesondere unter nicht-Cis-Personen besteht eine hohe Unzufriedenheit mit der Sicherheit im öffentlichen Raum: Ca. jede vierte nicht-Cis-Person (25%) ist „nicht zufrieden“.

LGBTI Communities in Wien: Bedeutung und Frequentierung

Beratungsstellen werden von allen Gruppen in unterschiedlichem Ausmaß angenommen; soziale Herkunft oder Behinderung(en) können Eingangshürden bei Lokalen, Treffpunkten und Vereinen darstellen.

- Beratungsstellen und Selbsthilfegruppen werden von allen Altersgruppen aufgesucht. Transgender-Personen suchen häufiger Beratungsstellen und (Selbsthilfe-)Gruppen auf als alle anderen Personengruppen, diese Gruppe berichtet auch am öftesten, dass Personen im Zuge des Coming Outs den Kontakt zu ihnen abgebrochen haben, bzw. dass sie niemanden haben, an den sie sich im privaten Umfeld wenden können.
- Spezifisch schwule Treffpunkte wie Saunen, Parks oder Cruising Areas werden insbesondere von den 56- bis 65-Jährigen frequentiert; unter den anderen Altersgruppen weitaus weniger.
- Wenig überraschend nutzen die 56- bis 65-Jährigen eher LGBTI Online-Plattformen, die 19- bis 30-Jährige eher LGBTI Social Media-Kanäle. Das Internet stellt insbesondere für LGBTIs mit körperlichen Einschränkungen/Behinderung(en) ein besonders zentrales Kommunikationsmedium dar.
- Community-Lokale werden tendenziell häufiger von Personen mit höherem Bildungsabschluss besucht. Unter den Personen mit Pflichtschulabschluss besuchen 40% nie Community-Lokale. Auch Sport- und Kulturvereine und Gruppen werden vermehrt von Personen mit höherem Bildungsabschluss aufgesucht.
- Auch an aktivistische Gruppen/Vereine wenden sich vermehrt Personen mit Universitätsabschluss, am seltensten hingegen Personen mit einem Abschluss einer berufsbildenden Schule.
- LGBTI Treffpunkte werden häufiger von Personen mit einem monatlichen Netto-Einkommen über 1.800 € aufgesucht.
- Die LGBTI Community wird von Personen mit körperlichen Einschränkungen/Behinderungen als problematisch eingestuft, da in den allermeisten Fällen Lokale und Veranstaltungen nicht barrierefrei zugänglich seien. Dementsprechend besucht ca. die Hälfte dieser Personengruppe nie oder selten Community Einrichtungen.

Sicherheit, Diskriminierung und Gewalt gegen LGBTIs im öffentlichen Raum

Fast ein Drittel der Befragten hat in den letzten 12 Monaten zum Zeitpunkt der Befragung Gewalt und/oder Diskriminierung erlebt; Geschlecht oder Herkunft bei den Opfern spielen nur eine kleine Rolle; es wird kaum angezeigt. Als Täter werden oft Männer mit Migrationshintergrund genannt.

- Rund 30% der TeilnehmerInnen erlebten in den letzten 12 Monaten im öffentlichen Raum Gewalt und Diskriminierung. 440 Personen geben an, in den letzten 12 Monaten in Wien lächerlich gemacht worden zu sein; 489 wurden beschimpft; 360 wurden im Vergleich zu anderen weniger gut/schlecht behandelt; 224 wurden psychisch unter Druck gesetzt; 149 waren sexualisierten Übergriffen/sexueller Gewalt ausgesetzt und 130 wurden körperlich attackiert.
- Es gibt keine großen Unterschiede in Hinblick auf Geschlecht und Herkunft: lesbische (Cis-)Frauen erfahren gleichermaßen wie schwule (Cis-)Männer Gewalt und Diskriminierung; aber lesbische Cis-Frauen erfahren nicht nur aufgrund ihrer sexuellen Orientierung bzw. Identität sondern auch aufgrund ihres Geschlechts Diskriminierung und Gewalt, besonders sexualisierte Formen der Gewalt. Auch körperliche Attacken erleben Frauen öfter. Ein Flucht- oder Migrationshintergrund erhöht das Erleben negativer Ereignisse im öffentlichen Raum (31% im Vergleich zu 27%). Die (unterstellte) Herkunft spielt bei diesen Erlebnissen oft eine Rolle.
- Gewalt geht rund doppelt so häufig von männlichen als von weiblichen Personen aus. Die TäterInnen sind meist Gruppen von Jugendlichen, fanatische oder extremistische Personen, KollegInnen oder männliche Polizisten.
- Der Großteil der LGBTIs ignorieren gegen sie gerichtete Gewalt bzw. wehrt sich nur in der Situation; die Anzeigenquote ist sehr gering. 39% ignorieren sogar körperliche Übergriffe, auch in diesem Fall wendet man sich eher an FreundInnen (16%) als an die Polizei (14%).
- Gewalt im öffentlichen Raum wird oft mit migrations- und asylpolitischen Fragen in Zusammenhang gebracht; Menschen, die als nicht-österreichisch eingestuft werden oder Bezirke mit einem hohen Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund werden von vielen TeilnehmerInnen als besonders bedrohlich wahrgenommen.

Out im Job – Benachteiligungen von LGBTIs im Arbeitsleben

Nur die Hälfte ist out im Job, Diskriminierung und Mobbing sind häufig.

- Nur gut die Hälfte (52%) der Befragten gibt an, im Job völlig out zu leben
- 80% der TeilnehmerInnen nimmt an, dass sie als ‚heterosexuell‘ wahrgenommen werden bzw. ‚durchgehen‘ (können).
- Wer sich am Arbeitsplatz outet, überlegt genau, bei wem: Gegenüber KollegInnen sind 50% out; nur 8% sind es gegenüber allen. 33% sind bei KollegInnen gar nicht out, und 65% sind nicht bei den Vorgesetzten offen.
- Als generelle Tendenz wird deutlich, dass Hierarchien das Coming Out erschweren; je hierarchischer das Verhältnis, desto weniger oft erfolgt das Coming Out.
- An den Schulen ist kaum eine Lehrkraft vor Eltern oder SchülerInnen geoutet.

- 14% erlebten Diskriminierung und/oder Mobbing am Arbeitsplatz in den letzten 12 Monaten, hier gibt es keine wesentlichen Geschlechterunterschiede.

Einkommensverteilung

Ungleichheit entsteht aufgrund von Geschlecht, Gender Performance und sexueller Orientierung.

- Der Median der Befragungsgruppe trifft recht genau den Österreich-Median, d.h. der mittlere Wert der Einkommen der Gruppe der LGBTIs entspricht dem mittleren Einkommenswert der ÖsterreicherInnen, aber:
- Einkommensdifferenzen aufgrund von Geschlecht und sexueller Orientierung manifestieren sich in der LGBTI-Community und gegenüber der Durchschnittsbevölkerung insbesondere an den unteren und oberen Rändern der Einkommen.
- (Schwule/bisexuelle) (Cis-)Männer verfügen über ein höheres Einkommen als (lesbische/bisexuelle) (Cis-)Frauen und Transgender-Personen.
- Die Einkommen von (schwulen) (Cis-)Männern sind oberhalb des Medianeinkommens unter dem Österreichschnitt, insbesondere bei den ganz hohen Einkommen, wo Schwule zwar den lesbischen Frauen sehr deutlich überlegen sind, bleiben Schwule den heterosexuellen Männern gegenüber jedoch abgeschlagen, was auf eine „Gläserne Decke“ für Schwule hindeuten könnte.
- Die Einkommen von (lesbischen) Cis-Frauen sind schon unterhalb des Medianeinkommens unter dem Österreich-Gesamtschnitt und (lesbische) Cis-Frauen sind besonders in den niedrigen Einkommensquartilen stark vertreten.
- Besonders benachteiligt erscheinen Transgender Personen bzw. Personen, welche nur „teilweise“ als Mann oder Frau wahrgenommen werden: 20% dieser Gruppe haben kein eigenes Einkommen; fast ein Drittel der Transgender-Personen (30%) verfügen über ein monatliches Nettoeinkommen, das unter 700 € liegt; der größte Anteil der Transgender-Personen (23%) hat ein Einkommen zwischen 700 € und 1.300 €, während der größte Anteil der Cisgender-Personen (23%) ein Einkommen zwischen 1.300 € und 1.800 € hat.

LGBTI Jugendliche –

Erfahrungen mit Coming Out und Diskriminierung in Schule und Ausbildungskontexten

Nur knapp ein Drittel ist in der Ausbildung völlig out, mehr als ein Drittel der SchülerInnen und Lehrlinge und ein gutes Fünftel der Studierenden erlebte in den letzten 12 Monaten vor der Befragung Gewalt/Diskriminierung. Die Angebote des Bildungssystems werden als unzureichend erlebt.

- Die Onlinebefragung zeigt, dass 28% der Jugendlichen in der Ausbildung (hauptsächlich Studierende) nicht out sind; 40% sind teilweise, nur 31% sind völlig out. Beim Out-sein zeigen sich keine wesentlichen Geschlechterunterschiede.
- Ein Drittel der SchülerInnen und Lehrlinge gibt an, in den letzten 12 Monaten Opfer von Gewalt/Diskriminierung geworden zu sein oder sind sich diesbezüglich unsicher. Diskriminierung, Mobbing, Belästigung und körperliche Misshandlung gehen am häufigsten von Mitschülern aber auch von Mitschülerinnen aus, von Lehrern und Lehrerinnen und SchulwartInnen.

- Der Anteil der StudentInnen, die sich in den letzten 12 Monaten in der Ausbildungsstätte diskriminiert, gemobbt, belästigt oder körperlich misshandelt gefühlt haben oder diesbezüglich unsicher sind, ist mit einem knappen Viertel geringer als jener der SchülerInnen und Lehrlinge.
- Unter allen Personengruppen – StudentInnen, SchülerInnen und Lehrlingen – wird erwähnt, dass die Bezeichnung „schwul“ nach wie vor als beiläufige Beschimpfung verwendet wird, was von den BefragungsteilnehmerInnen als alltägliche Form der Diskriminierung wahrgenommen wird.
- Die TeilnehmerInnen geben an, dass das Thema LGBTIs unzureichend im Unterricht behandelt wird. Meist nur sehr kurz im Biologieunterricht, als Erwähnung. Der Aufklärungsunterricht (u.a. auch in den Schulbüchern) beziehe sich immer noch hauptsächlich auf heterosexuellen Vaginalverkehr. Homosexualität sei bestenfalls ein ‚nebensächliches‘ Thema. LGBTI Jugendliche wünschen sich daher auch bessere Unterrichtsmaterialien zu diesem Thema.
- Aus Sicht der Jugendlichen sind LehrerInnen generell zu wenig über LGBTI Themen informiert. Auch positive Vorbilder, ein wirkliches Bewusstsein für Gender-Themen und Unterstützungsstrukturen (z.B. entsprechende schulpsychologische Angebote) fehlen laut der TeilnehmerInnen an Schulen weitgehend.
- Als problematisch erachten TeilnehmerInnen auch, dass Lehrkräfte bei homophoben Äußerungen nicht oder nur unzureichend eingreifen.

Regenbogenfamilien, Erfahrungen mit (Stiefkind-)Adoption und Pflegeelternschaft

Zufriedenheit mit der Möglichkeit der Pflegeelternschaft, Verbesserungsmöglichkeiten bei den Institutionen.

- Die Möglichkeit in Wien eine Regenbogenfamilie zu gründen ist für mehr als die Hälfte der BefragungsteilnehmerInnen sehr bzw. zufriedenstellend. Die für Regenbogenfamilien wichtige Kinderbetreuung wird ebenfalls mit hohen Zufriedenheitswerten bedacht, allerdings sind auch hier etwas über ein Fünftel nicht zufrieden.
- TeilnehmerInnen äußern Kritik an den Kursen für Pflegeeltern; diese seien stark von geschlechtsspezifischen Rollenbildern geprägt gewesen; sie hätten eine mangelnde Sensibilität gegenüber anderen Familien- und Elternbildern wahrgenommen.
- (Städtische) Kindergärten und KindergärtnerInnen werden als „überfordert“ und mangelhaft sensibilisiert wahrgenommen; ein entsprechender informierter Umgang mit gleichgeschlechtlichen Eltern fehle.
- Ähnliches gilt auch für den Bereich Schule; auch hier wünschen sich LGBTI Eltern entsprechende Fortbildungen, damit LehrerInnen und DirektorInnen sensibel und nicht-diskriminierend mit Regenbogenfamilien umgehen können.
- Auch zuständige Ämter werden als wenig sensibilisiert und mangelhaft informiert wahrgenommen; hier wünschen sich LGBTIs mehr Aufklärung und Fortbildung für BeamtenInnen.

Die Workshops

Detailauswertungen zu Themenschwerpunkten

Workshop 1: Jugendliche, Schule und Ausbildung

Patricia Bohrn

Liebe – Macht – Sinn: LGBTI Jugendliche in Schule und Ausbildung

Diese Überschrift mag etwas befremdlich klingen, soll es doch im Workshop um die Situation von LGBTI Jugendlichen im Kontext von Schule und Ausbildung gehen. Und dennoch sind diese Begriffe von Relevanz. Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit sind zwei Pole von vielen Achsen, an denen beziehungsweise zwischen denen sich LGBTI Kinder und Jugendliche bewegen und einfinden müssen. Ökosystemisch gesehen meint Liebe zuallererst das Wahrgenommenwerden, Gesehenwerden. Die kleinste Form menschlicher Anerkennung ist nämlich das Sehen einer anderen Person. Mit Macht ist die Erfahrung von Selbstwirksamkeit gemeint: etwas bewirken können, etwas schaffen können gibt positive Rückmeldung an das Selbst, es stellt sich ein Erleben von Kompetenz ein. Und schließlich ist die Erfahrung von Sinn jene Kraft, die aus Geschafftem, Geschaffenem den Menschen am Leben erhält. Dadurch wird es Menschen möglich, andere zu sehen und wahrzunehmen, wodurch diese wiederum sich selbstwirksam, mächtig erleben, und so erhält sich das System Mensch und Menschheit aufrecht.

LGBTI Kindern und Jugendlichen fehlen mitunter oft sehr lange schon genau diese lebensbejahenden Erfahrungen, wie gesehen, wahrgenommen werden und so als Teil der Gesellschaft einen Platz innerhalb dieser zu haben. Wie aus der Studie der WAST „Queer in Wien. Stadt Wien Studie zur Lebenssituation von LGBTIs in Wien“ hervorgeht, ist die Mehrheit der LGBTI Jugendlichen aus Angst vor Benachteiligung, Ausgrenzung und Diskriminierung an ihrem Ausbildungsort nicht geoutet. Anders formuliert, ist es ihnen nicht möglich, ihr gesamtes Potential ihrer Identität zu entfalten und zu leben, und daher fehlt auch öfters ein Erleben von Selbstwirksamkeit und Kompetenz, wodurch folglich die Frage der Sinnhaftigkeit und Richtigkeit ihrer menschlichen, in dem Fall ihrer ganz persönlichen Existenz oft verneinend beantwortet wird.

Generell gilt, dass die Lebensrealitäten von LGBTI Kindern und Jugendlichen von einer massiven Unterrepräsentation sowohl in Statistiken als auch in gesellschaftlichen Diskursen gekennzeichnet sind. Spätestens im Kindergarten nehmen Kinder wahr, ob ihre Lebensrealität und/oder Liebesrealität der Mehrheit entspricht oder eben nicht. In seinen persönlichen Bezügen nicht gesehen, wahrgenommen werden, führt automatisch zu Verunsicherung, Selbstzweifeln, Gefühlen von Andersartigkeit, nicht dazu zu gehören und ausgegrenzt zu sein. Letztlich handelt es sich dabei bereits um subtile Formen von Gewalterfahrungen, von traumatischen Erfahrungen. Diese werden auch als Mini-traumata bezeichnet. LGBTI Kinder und Kinder aus Regenbogenfamilien sind schon seit frühen Jahren dem so genannten Minoritätenstress ausgesetzt. Kommt es zusätzlich noch zu anhaltender, psychischer, verbaler und/oder physischer Unterdrückung, erhöht sich der gesellschaftliche Druck auf den Menschen. Kinder, die homophobem/transphobem Bullying ausgesetzt sind, erleben sich oft als wehrlos, weil AnsprechpartnerInnen fehlen, keine Solidarität in der Gruppe zu finden ist und weil sie

es nicht als ihr Recht erleben, in ihrem Anderssein anerkannt und respektiert zu werden. Geht es um Fragen ihrer Identität und/oder ihrem Lebenskontext, machen sie keine Erfahrungen von Selbstwirksamkeit, Selbstermächtigung und -kompetenz. Dem Erleben von Sinnlosigkeit begegnen Kinder und Jugendliche mit verschiedenen Copingstrategien.

Statistiken zufolge, sind LGBTI Kinder und Jugendliche vulnerabler und tendieren zu dysfunktionalen Reaktionen, wie vermehrtem Auftreten psychischer Probleme bis hin zu Suizidversuchen. Daraus ergibt sich die Wichtigkeit der Primärprävention, die auf Inklusion von frühen Jahren an zielt, sodass Vielfalt als Ressource und nicht als Bedrohung erlebt wird. Es gilt im Sinne einer Primärprävention, in pädagogischen Einrichtungen ein Klima, eine Atmosphäre von Offenheit zu schaffen, für Gleichwertigkeit aller Lebens- und Liebesformen im Diskurs zu sorgen, und eine Haltung zu transportieren, die Intoleranz und Ausgrenzung bewusst ablehnt.

Ein Beispiel für eine Initiative, die auf den Ebenen der Sekundär- und Tertiärprävention einsetzt, ist das Netzwerk „Es wird besser“ (www.eswirdbesser.at). Im Jahr 2010 entstand das Netzwerk in den USA vor dem tragischen Hintergrund mehrerer Suizide von gleichgeschlechtlich empfindenden Jugendlichen, die an ihren Schulen ständigen Bullying Situationen ausgesetzt waren und keinerlei Unterstützung erfuhren. Der Journalist Dan Savage und sein Partner Terry Miller starteten eine Videokampagne, um LGBTI Jugendlichen Mut und Hoffnung zu geben. Was als kleine Sammlung von 100 Videobotschaften begann, ist heute ein großes Archiv von mehreren tausenden Botschaften weltweit. Die Beiträge enthalten von persönlichen Geschichten, Solidaritätsbekundungen, Kunstwerken, bis hin zu kurzen Clips allesamt die Hauptbotschaft: es gibt Hoffnung und es wird besser. Ganz im Zeichen von: Liebe macht Sinn.

Viktoria Eberhardt

Zusammenfassung der Ergebnisse der WAST-Studie „Queer in Wien“ zum Thema „Jugendliche, Schule und Ausbildung“

Insgesamt nahmen an der Befragung 89 SchülerInnen, 40 Lehrlinge und 665 StudentInnen teil.

Out in Ausbildungsstätten

Von 88 SchülerInnen geben 24 an, in ihrer Schule als LGBTI völlig out zu sein (eine SchülerIn hat die Frage übersprungen.) Unter 40 Lehrlingen sind 11 völlig out. Der Anteil der Personen, die in der Ausbildungsstätte out sind, ist also unter SchülerInnen (27%) und unter Lehrlingen (28%) gleich groß. Der Anteil der Personen, die teilweise out sind, ist unter den SchülerInnen mit 46,59% um einiges größer als unter den Lehrlingen mit 35%. Dementsprechend ist der Anteil der Personen, die in der Ausbildungsstätte gegenüber niemandem out sind, unter den Lehrlingen größer (38%) als unter den SchülerInnen (26%). Der Anteil der StudentInnen, die als LGBTI völlig out sind, liegt bei 32%, und ist damit nur leicht höher als unter den SchülerInnen und Lehrlingen. 40% sind teilweise out, womit sich StudentInnen zwischen SchülerInnen und Lehrlingen befinden. 28% der LGBTI-StudentInnen sind an der Universität niemandem gegenüber out. Auch hier befinden sich StudentInnen zwischen Lehrlingen und SchülerInnen: Anteil der Lehrlinge, die nicht out sind, ist beachtlich höher;

jener der SchülerInnen etwas geringer. In der Ausbildung stellt sich die Situation für junge Menschen wie in Folge beschrieben dar: Unter den 17 SchülerInnen, die ihr geschlechtliches Erscheinungsbild als weiblich definieren, geben alle an, zumindest teilweise gegenüber ihren Schulkolleginnen out zu sein. 7 geben an, gegenüber keinem ihrer SchulkollegInnen out zu sein. Jene Schüler, die sich als männlich definieren, sind etwa gleich out gegenüber ihren Kolleginnen und Kollegen. Nur wenige SchülerInnen geben an, gegenüber dem Lehrer (2 Personen) oder der Lehrerin (ebenfalls 2 Personen) out zu sein. Auch unter den befragten Lehrlingen befindet sich nur eine Person, die angibt, gegenüber den männlichen Lehrkräften out zu sein; zwei Personen sind gegenüber den weiblichen Lehrkräften out. Die Offenheit der Lehrlinge gegenüber KollegInnen ist geringer als bei den SchülerInnen: Nur eine Person ist gegenüber Kollegen out; zwei Personen gegenüber Kolleginnen.

Unter den StudentInnen zeichnet sich deutlich ab, dass Coming Outs gegenüber den Lehrkräften und Vortragenden selten sind. Nur 11 Personen (4%) sind gegenüber männlichen Lehrkräften out; 14 Personen (5%) gegenüber weiblichen Lehrkräften. 63% geben an, gegenüber keiner einzigen männlichen Lehrkraft out zu sein. Der Anteil der StudentInnen, die gegenüber keiner einzigen weiblichen Lehrkraft geoutet ist, ist mit 60% etwa gleich groß. Außerdem zeigt sich, dass StudentInnen sich häufiger Kolleginnen gegenüber outen als gegenüber Kollegen. 37% geben an, gegenüber Kolleginnen out zu sein – während nur 27% gegenüber Kollegen out sind.

Jene StudentInnen, die an der Universität nicht out sind, nennen als Grund dafür unter anderem Angst: Angst vor beruflichen Konsequenzen, Angst vor Übergriffen oder Stigmatisierung; Angst, bei Prüfungen strenger benotet zu werden, vor Mobbing oder einer unangenehmen Coming Out-Situation; Angst davor, auf die sexuelle Orientierung reduziert zu werden und Angst vor Respektverlust, insbesondere gegenüber männlichen Studienkollegen. EinE StudentIn berichtet sogar davon, aufgrund ihrer sexuellen Orientierung entlassen worden zu sein, weswegen sich die Person dazu entschieden hat, beim Offen-Leben „vorsichtiger“ zu sein.

Ein weiterer Grund, der häufig genannt wird, ist eine Kritik an der Erwartung, Personen seien heterosexuell und cis-gender. Dass von nicht-heterosexuellen und/oder nicht-Cisgender-Personen ein Coming Out erwartet wird, wird als Ausdruck und Stabilisierung dieser heteronormativen Ordnung betrachtet.

Diskriminierung in Ausbildungsstätten

Unter allen Personengruppen – StudentInnen, SchülerInnen und Lehrlingen – wird erwähnt, dass die Bezeichnung „schwul“ nach wie vor als beiläufige Beschimpfung verwendet wird, was von den BefragungsteilnehmerInnen als alltägliche Form der Diskriminierung wahrgenommen wird.

28 SchülerInnen (34%) geben an, in den letzten 12 Monaten Opfer von Gewalt geworden zu sein oder sind sich diesbezüglich unsicher. Unter den Lehrlingen sind es 13 Personen; der Anteil ist mit 33% etwa gleich groß. Diskriminierung, Mobbing, Belästigung und körperliche Misshandlung gehen am häufigsten von Mitschülern aus (in 32 Fällen), aber auch von Mitschülerinnen (23), Lehrern (10), Lehrerinnen (7) und SchulwartInnen (7).

Von 27 SchülerInnen geben 11 an, in den letzten 12 Monaten mehr als 5 Mal lächerlich gemacht

worden zu sein; 10 geben an, mehr als 5 Mal beschimpft worden zu sein. 9 von 27 SchülerInnen waren in den letzten 12 Monaten sexualisierten Übergriffen ausgesetzt, 3 davon sogar über 5 Mal. Die Hälfte (14 von 28) gibt an, ihre sexuelle/geschlechtliche Identität wurde über 5 Mal durch subtile/beiläufige Andeutungen schlecht gemacht. Zwei SchülerInnen schilderten Repression von Seiten der Schuldirektion: Eine Person berichtet von einer Ohrfeige durch den Schuldirektor; eine andere Person berichtet über ein von der Direktion erlassenes „Outing-Verbot“.

Von 12 Lehrlingen geben 11 Personen an, in den letzten 12 Monaten lächerlich gemacht worden zu sein; 4 waren von sexuellen Übergriffen betroffen; 10 geben an, dass ihre sexuelle/geschlechtliche Identität durch subtile/beiläufige Andeutungen schlecht gemacht wurde. Der am häufigsten genannte Grund für die Gewalterfahrungen ist die sexuelle Orientierung/Identität, sowohl unter SchülerInnen (18 von 89), Lehrlingen (12 von 40) als auch unter StudentInnen (89 von 665).

Was bräuchte es, um in der Schule/Ausbildung vor Diskriminierung, Belästigung und Gewalt aufgrund der sexuellen Orientierung/Geschlechtsidentität sicher zu sein? 12 der 17 SchülerInnen und Lehrlinge, die diese Frage beantwortet haben, geben an, es bräuchte eine breitere, sensiblere und/oder früher stattfindende Aufklärung – manche betonen, auch für LehrerInnen. EinE StudentIn erzählt sogar von einer lehrbeauftragten Person, die „Informationsblätter“ verteilt habe, in welchen Homosexualität als „heilbare Krankheit“ beschrieben wurde.

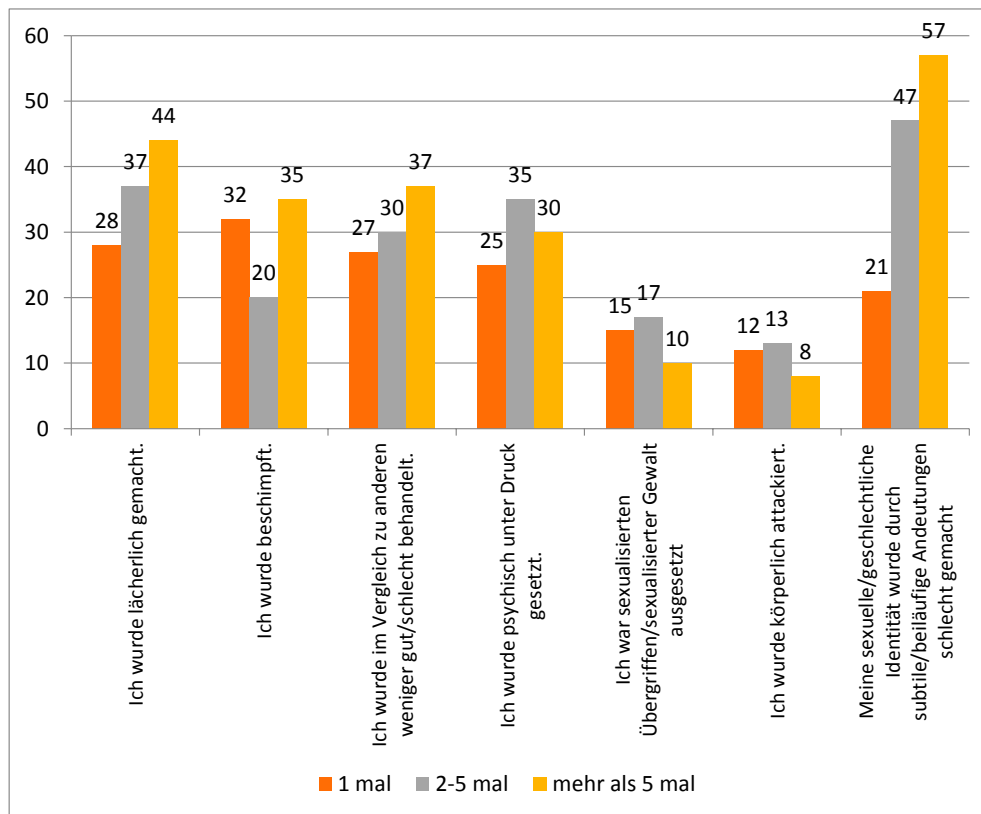
Cis-Frauen geben gleichermaßen an, dass die TäterInnen männliche oder weibliche KollegInnen sind, Cis-Männer werden doppelt so häufig von männlichen Tätern gequält. Auffällig ist, dass Cis-Frauen weit häufiger als Cis-Männer durch Lehrkräfte (egal welches Geschlecht) als TäterInnen konfrontiert sind. Der Anteil der StudentInnen, die sich in den letzten 12 Monaten in der Ausbildungsstätte diskriminiert, gemobbt, belästigt oder körperlich misshandelt gefühlt haben oder diesbezüglich unsicher sind, ist mit 22% geringer als jener der SchülerInnen (34%) und jener der Lehrlinge (33%).

Zusammenfassung

Im Bereich der Ausbildung werden aufgrund der Befragung viele Missstände erkennbar. Trotz oder wegen hohem Passing als heterosexuell oder cis-gender sind 28% der LGBs nicht out, 40% sind es teilweise. Es gibt keine signifikanten Geschlechterunterschiede für Lesben und Schwule. Diskriminierung und Gewalt werden befürchtet und auch tatsächlich erlebt, Hierarchien und Abhängigkeitsverhältnisse verhindern noch immer das Coming Out und Unterstützung bei Gewalt und Mobbing. 80% der TeilnehmerInnen, nimmt an, dass sie als ‚heterosexuell‘ wahrgenommen werden bzw. ‚durchgehen‘ (können).

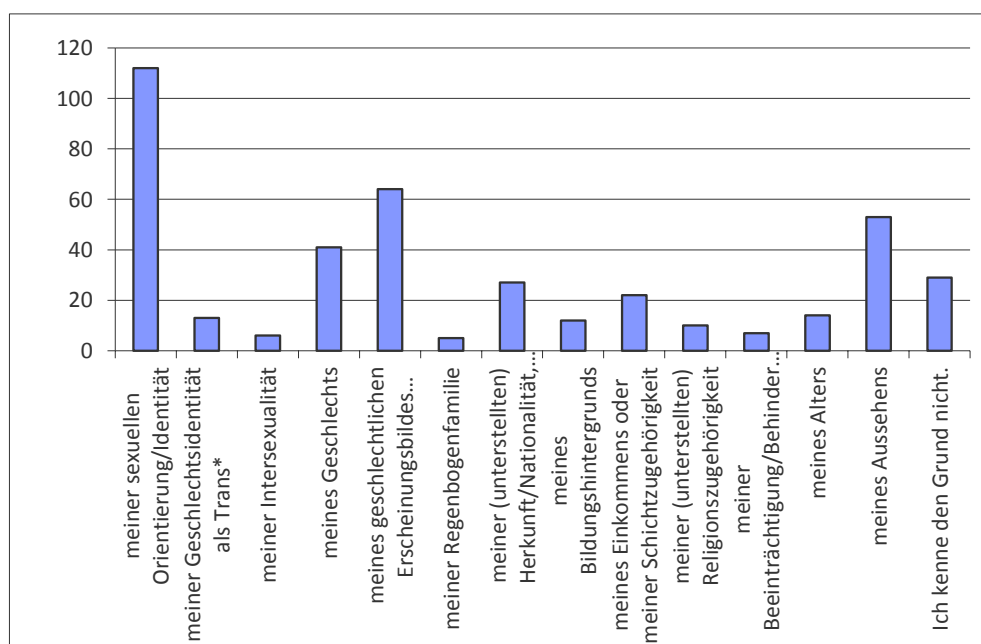
Eine generelle Tendenz ist auch hier wie am Arbeitsmarkt, dass Hierarchien und Abhängigkeitsverhältnisse das Coming Out erschweren; je hierarchischer das Verhältnis, desto geringer das Coming Out. Es gibt keine wesentlichen Geschlechterunterschiede bei Out sein und Diskriminierung; 15% der BefragungsteilnehmerInnen hat sich in den letzten 12 Monaten gemobbt oder diskriminiert gefühlt; vor allem verbale Formen der Herabwürdigung waren ein häufiges Problem. Eine besondere Form der (strukturellen) Diskriminierung für Transpersonen ist ein Zwangsoouting, wenn keine offizielle Namenänderung möglich ist.

Abbildung: Diskriminierung und Gewalt in der Ausbildung



Quelle: IHS, n=170

Abbildung: Gründe für Diskriminierung und Gewalt in der Ausbildung



Quelle: IHS, n=155

Workshop 2: Diskriminierung und Gewalt im öffentlichen Raum

Christina Gabriel

Die GayCopsAustria

Die GayCopsAustria (GCA) sind eine Gruppe von LGBTI (Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender und Intersexed) Polizistinnen und Polizisten aus ganz Österreich, die sich 2007 zu einem Verein zusammengeschlossen haben. Sie wollen als Rollenvorbilder nach innen und außen hin sichtbar sein, betroffenen Kolleginnen und Kollegen das Coming-out leichter machen und gemeinsam gegen Diskriminierung und Mobbing vorgehen. Ein zentraler Punkt ist auch ihr Einsatz gegen Hassverbrechen, indem sie Opfer von homo- und transphober Gewalt ermutigen, sich an die Polizei zu wenden.

Um das Phänomen der Hassverbrechen gegen LGBTI in Österreich sichtbarer zu machen, haben die GCA Studenten der IG Soziologie in Graz unter der Leitung von Patrick Hart dabei unterstützt, im Jahr 2014 eine Studie über Gewalterfahrungen von LGBTI durchzuführen.

Im Rahmen dieser Arbeit ging es darum, die Seite der Diskriminierung aufzuzeigen, die sich nicht auf Beleidigungen und Anspielungen beschränkt, sondern in konkrete Gewalt übergeht. Dazu wurden Gewaltformen nach strafrechtlich relevanten Kriterien in Drohungen, Eigentumsdelikte sowie Körperverletzungen unterschieden. Zusammen mit diesen Definitionen wurden die Teilnehmer gebeten, Auskunft über die Taten selbst, die Orte, an denen diese stattfinden, und die Täter zu geben sowie die Auswirkungen der Taten näher zu beschreiben.

Schließlich wurde noch abgefragt, welche Maßnahmen Opfer von Hassverbrechen in Zukunft dazu bringen könnten, diese auch anzuzeigen.

Die Ergebnisse dieser Befragung werden im Rahmen des Workshops vorgestellt, mit der Studie „Queer in Wien“ verglichen und insbesondere konkrete Maßnahmen zur Steigerung der Anzeigebereitschaft diskutiert.

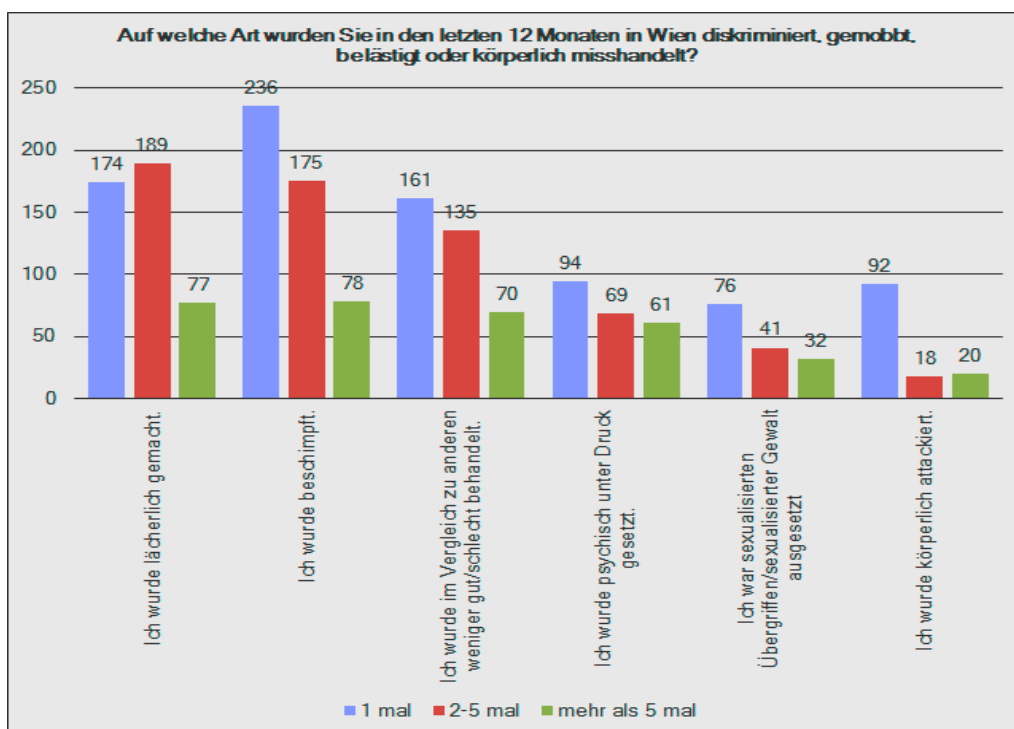
Clemens Huber

Zusammenfassung der Ergebnisse der WAsT-Studie „Queer in Wien“ zum Thema „Diskriminierung und Gewalt im öffentlichen Raum“

Ein zentraler Themenbereich der Studie, der vor allem durch den Onlinefragebogen erhoben wurde, sind Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen. Wenngleich die Lebenszufriedenheit der Befragten in Wien vielfach hoch bis sehr hoch ist, und auch rund 50% der Befragten sich völlig bzw. sehr sicher

in Wien fühlen, machten ein Drittel der Befragten in den letzten 12 Monaten Diskriminierungs- oder Gewalterfahrungen im öffentlichen Raum (z.B. Straßen, Lokale, Geschäfte, etc.).

Am häufigsten (489 Nennungen) kam es zu Beschimpfungen, dicht gefolgt von „Lächerlich gemacht worden“ (440 Nennungen). 360 Personen erlebten Diskriminierung. Sexualisierte Übergriffe (149) und physische Gewalt (130) waren ebenso häufig genannte Vorkommnisse, die sich auf die Lebenszufriedenheit der Befragten auswirken. Am häufigsten finden diese Gewalterfahrungen auf offener Straße und in öffentlichen Verkehrsmitteln statt, am seltensten innerhalb der PartnerInnenschaft.



Quelle: IHS, n=287

Männer erleben seltener sexualisierte Gewalt als Frauen, die auch dementsprechend öfter vom Eintreten dieses Tatbestandes berichten. Auch körperliche Attacken erleben Frauen öfter. Abgesehen von der sexualisierten Gewalt sind negative Erfahrungen in der Befragung gleich verteilt.

Das Spektrum an im offenen Antwortbereich genannten Vorkommnissen reicht von „wurde belehrt, dass nicht Händchen gehalten werden soll vor Kindern“, über „meine Partnerin und ich wurden angespuckt“, bis zu massiven Gewalterfahrungen („mit Baseballschläger mehrfach auf den Kopf geschlagen“).

LGBTI Personen mit Flucht- oder Migrationsgeschichte machen öfter negative Erfahrungen im öffentlichen Raum. 31% (statt 27% ohne Flucht- bzw. Migrationsgeschichte) berichten hier von Diskriminierung, Mobbing und Gewalt in den letzten 12 Monaten. Das Out-sein (im Arbeitsumfeld) wirkt sich nicht auf die Häufigkeit von Gewalterfahrungen in Wien aus.

Bei der Frage nach den TäterInnen zeigt sich, dass der größte Teil der Gewalterfahrungen auf Jugendliche oder Gruppen von Jugendlichen zurückzuführen ist (356 Fälle), gefolgt von Personen aus fanatischen/extremistischen Gruppen (213 Fälle) und Arbeits-, Schul- und AusbildungskollegInnen (209 Fälle). Gewalt geht dabei häufiger von Männern aus (270 Täterinnen gegenüber 565 Tätern) – Ausnahme sind als PartnerInnen genannte TäterInnen, bei denen die Anzahl zwischen männlichen und weiblichen TäterInnen mit je 12 Nennungen gleich hoch ist.

Die Befragten vermuten die Gründe der Übergriffe vor allem aufgrund ihrer sexuellen Orientierung/Identität. Bei Cis-Frauen wird deutlich, dass es hier auch intersektionale Diskriminierungserfahrungen gibt (Gewalt auf Grund Frau und Lesbe sein) bzw. auch das Erscheinungsbild und Aussehen als Auslöser für Gewalt und Diskriminierung interpretiert wird.

Im Umgang mit Gewalterfahrungen zeigt sich, dass nur selten der Weg zu den zuständigen Behörden führt. Dies bestätigt die Studie der Gay Cops Austria aus dem Jahr 2014, die ebenso ergab, dass Opfer von Gewalt vielfach nicht Kontakt zur Polizei aufnehmen. Die Online Erhebung zeigt, dass der Großteil der LGBTIs gegen sie gerichtete Aktionen ignoriert, oder sich in der Situation zur Wehr setzt. Unterstützung wird bei FreundInnen und im persönlichen Umfeld gesucht. Rund 60 % der Fälle von Diskriminierung wurden ignoriert und nur 1% der Befragten haben Anzeige auf Grund der erfahrenen Diskriminierung erstattet – 5% wendeten sich an eine Beratungsstelle. Bei den 484 genannten Belästigungen sieht das Muster der gewählten Strategien ähnlich aus. Bei körperlichen Angriffen (306 Fälle) wurde in nur 14% der Fälle Anzeige erstattet - 39% ignorierten körperliche Angriffe, doch wehrten sich auch 45% in der Situation, mehr als bei anderen Formen von Übergriffen.

Die Teilnehmenden der Online-Befragung nannten 418 Vorschläge für Maßnahmen zur Erhöhung des Sicherheitsgefühls und Wohlbefindens. Unter diesen finden sich der Wunsch nach besserer Beleuchtung und stadtplanerischen Maßnahmen, Aufklärungsarbeit mit Jugendlichen, und mehr Präsenz von Sicherheits- und Polizeikräften – wobei hier gleichzeitig auch der Wunsch nach mehr Sensibilisierungsarbeit mit der Polizei genannt wurde. In den offenen Antworten weisen Aussagen auch in Richtung eines stärkeren migrationspolitischen Engagements hin, das vermehrt auch migrantische Zielgruppen erreichen soll.

Auch einige gesetzliche Regelungen wurden abgefragt und die Befragten waren durchaus gut informiert. Am bekanntesten ist das Gesetz für eingetragene Partnerschaften (1.660 Personen), gefolgt vom Gleichbehandlungsgesetz (1.578 Personen) und dem Wiener Antidiskriminierungsgesetz (1.245 Personen). Weniger bekannt sind hingegen die Strafbarkeit von Verhetzung gegen sexuelle Minderheiten in einer breiten Öffentlichkeit und die EU-Roadmap gegen Homophobie. Nur 145 Personen gaben an, keine der gesetzlichen Regelungen zu kennen.

Workshop 3: Queere Menschen mit Behinderungen

Josefine Bauer

Wir sind anders und doch BUNT

In der Geschichte der Menschheit gab es immer Menschen, die nicht „vollkommen“ waren. Oft fehlte es auch an Rücksicht für „andere“. Der Einfluss von Gesellschaft und Politik sowie von den verschiedenen Glaubensgemeinschaften spielte eine große Rolle für den Umgang mit „anderen“. Die Zeit ändert sich, wobei immer noch um Rechte und Anerkennung gekämpft werden muss.

Gehörlosigkeit

Es gibt Menschen, die auf Grund von Vererbung, Generation zu Generation, gehörlos sind. Es gibt Menschen, die durch Krankheit der gebärenden Mutter gehörlos oder schwerhörig zur Welt kommen oder im Frühkindesalter ertauben oder schwerhörig werden. Schätzungen zufolge sind in der Gehörlosengemeinschaft etwa 90% Gehörlose und an Taubheit grenzende Schwerhörige, die aus hörenden Familien kommen, 10% stammen aus Gehörlosenfamilien ab. Für viele in der „Deaf community“ ist diese Frage eine identitätsbildende.

Bildung für Gehörlose

Für mich ist es wichtig, sich für Bildungsmöglichkeiten für Gehörlose einzusetzen. Bildung und auch Erziehung können Selbstständigkeit fördern. Oft geht das aber einher mit dem Wunsch einer Anpassung an die hörende Gesellschaft. Dieses Ziel ist oft ein Traum, der trügt.

Je nach Begabung können Leute, die nicht hören oder schlecht hören, sich im Leben gut durchsetzen, gute Positionen innehaben und besondere Leistung erbringen sowie Anerkennung von der Gesellschaft erwerben. Überwiegend sind es gehörlose Künstler, Gehörlose aus akademischen Familien sowie Unternehmer. Doch sie bilden eine winzige Gruppe in der Gehörlosengemeinschaft. Der größere Teil der Gehörlosengemeinschaft ist aber den Lücken der allgemeinen Schulbildung zum Opfer gefallen.

Eine einfache und kurze Erklärung für diese Situation bietet die Geschichte der Bildung für Gehörlose: Die erste staatliche Gehörlosenschule der Welt wurde von Kaiser Josef II. und seiner Mutter, Kaiserin Maria Theresia, im Jahr 1779 gegründet. Von dieser Zeit an gab es eine gute Unterrichtsmethode, die sogenannte Wiener Methode. Die Wiener Methode besteht aus Gebärden, Schrift und Lesen und zuletzt auch aus Lautsprache. Sie war damals in Europa sehr berühmt. In dieser Zeit waren Gehörlose angesehene Leute.

Leider kam es durch Methodenstreit unter Lehrern für Gehörlose und am 2. Kongress für Taubstummenlehrer in Mailand im Jahr 1880 zu einem Beschluss: Gebärdensprache sei vom Unterricht zu verbannen. Auch taube Taubstummenlehrer wurden weggedrängt und nicht aufgenommen. Ab diesen

Zeitpunkt kann man von einem über hundert Jahre lang verwendeten „Oralismus“ sprechen. Oralismus bedeutet, dass das Lernen von Lautsprache im Vordergrund steht. Daher versäumten gehörlose Schüler viele wichtige Lehrstoffe. Wie ich meine, ging die größte Diskriminierung an Gehörlosen von den damaligen „Experten“ aus, indem sie die Gebärdensprache in der Gehörlosenbildung nicht mehr zuließen.

Seit nunmehr 20 Jahren bemühen sich verschiedene „Experten“, wie man Gehörlose und an Taubheit grenzende Schwerhörige mit verschiedenen Unterrichtsmodellen besser unterrichten kann. Jedoch versuchen viele auch durch Technik (Hörgeräte, Cochlea Implantate, etc.) Gehörlose an die hörende Gesellschaft anzupassen.

In diesem Spannungsfeld, also zwischen gehörloser Welt, schwerhöriger Welt und der hörenden Welt verloren und verlieren viele Gehörlose und Schwerhörige oft die wahre Identität. Sie wissen nicht, zu welcher Gemeinschaft sie sich gleichwertig fühlen können und sollen.

Hinzu kommt selbstverständlich die Meinung der Medizin. Eltern von gehörlosen Kindern oder von an Taubheit grenzenden schwerhörigen Kindern sollten sich zuerst von Gehörlosen beraten lassen und erst dann von Hörenden. An dieser Stelle erlaube ich mir auch einen Appel an HNO-Fachärzte: Sie sollen Eltern hörgeschädigter Kinder auch von Gebärdensprache erzählen.

Wie sieht es derzeit aus

Es gibt genug zu tun! Was es braucht ist Aufklärung über die Gehörlose, an Taubheit grenzende Schwerhörige, Spätertaubte, Schwerhörige und Altersschwerhörige. Das sind ungefähr gut 800.000 bis 1 Million Menschen in Österreich. Mehrfachbehinderungen sind hier ebenso dazuzuzählen.

LGBTI und Behinderung

Auch Menschen mit Behinderungen haben genauso wie nicht-behinderten Menschen unterschiedliche sexuelle Orientierungen oder Geschlechtsidentitäten. Die Sache ist aber: Wenn jemand eine Behinderung hat und LGBTI ist, kommt es zu einer doppelten oder Mehrfachdiskriminierung durch die Gesellschaft. Diese Ausgrenzungen sind zu bekämpfen.

Es existieren sehr viele Formen von Behinderungen – darunter zähle ich auch Mehrfachbehinderungen – und alle haben eines gemeinsam: den großen Bedarf an Zusammenhalt in der Gesellschaft mit der gleichen je nach Art von Behinderung. Menschen mit Behinderungen treffen sich gerne regelmäßig um sich über ihre Sorgen und Erfahrungen auszutauschen. Sie möchten oft unter sich bleiben und auch gerne mal mit anderen „Gruppen“, zum Beispiel bei Straßenfesten, Bällen und Paraden ihre Zeit verbringen. Sie wollen in der Öffentlichkeit zeigen, dass sie auch da sind und genauso Rechte haben wie alle anderen Menschen. Auch wir haben gleiche Rechte und Pflichten wie nicht-behinderten Menschen.

Es gibt einen kleinen Verein für gehörlose Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transgender und Freunde, der regelmäßig Treffen organisiert. Die Rede ist vom Verein Queer As Deaf.

Dem Verein ist es wichtig, Aufklärungs- und Informationsarbeit mit vielen Themen und Aspekten für Gehörlose mit LGBTI zu leisten. Dennoch ist es von großer Bedeutung, dass vermehrt psychologische

Therapeuten mit ÖGS-Kompetenz eingesetzt werden, damit Gehörlose mit LGBTI die Sitzungs-
termine barrierefrei wahrnehmen können.

Wie wir sehen, geht es in diesem Bereich viel um Wissen: Einerseits müssen wir aufklären, was es
heißt, gehörlos oder schwerhörig zu sein, andererseits müssen wir die Bildungssituation für Gehörlose
und Schwerhörige verbessern.

Meine Zukunftsvision ist es, die Schulbildung der Gebärdensprachgemeinschaft zu verbessern. Dazu
zählt Gebärdensprache und der Erwerb von Lese- und Schreibkompetenz. Lautsprache soll man
meiner Meinung auch antrainieren; die Benutzung von Cochlea Implantat oder anderen Hörgeräten
soll zur freien Wahl stehen.

Zur Lese- und Schreibkompetenz möchte ich noch hinzufügen, dass „Leicht Lesen“ auch für Gehörlose
bedeutsam sein kann. Mehrere Studien haben bewiesen, dass zweisprachige Erziehung in Gebärdensprache
und Schriftsprache für gehörlose Kinder und Jugendliche das Beste ist. Sprache fördert und
schafft Verständnis.

Gebärdensprache bietet uns Freiheit, Geborgenheit und fördert das Selbstbewusstsein.

Queer As Deaf fordert gleichgestellte, bilinguale Bildung; diskriminierungsfreies Zusammenleben;
Gebärdensprachbenutzung im Gesundheitswesen; Aufbau von besseren technischen und visuellen
Kommunikationssystemen, wie etwa die dringend notwendige Installation eines visuellen Notruf-
systems in Österreich und Europa; 24-stündige Relayservice (für Notfälle), 24-stündige Untertitelung
von Fernsehsendungen, einschließlich Werbung, Videos im Internet sowie YouTube; mehr Gebärdensprachkompetenz innerhalb der Gesellschaft, sowohl in öffentlichen Bereichen, aber auch in der
LGBTIQ-Community. Queer as Deaf bietet auch LGBTI-Sensibilisierungsworkshops an.

Elisabeth Laister

Menschen mit Lernschwierigkeiten, LGBTIQ*

In diesem Impulsreferat werden die historische Entstehung der Selbstbestimmung und der Selbstvertretung von Menschen mit Lernschwierigkeiten beleuchtet. Ein Bezug zu LGBTIQ* wird hergestellt und die Leichte Sprache, als Methode Informationen zielgruppengerecht aufzuarbeiten, wird vorgestellt.

Menschen mit Lernschwierigkeiten wurden früher als Menschen mit geistigen Behinderungen bezeichnet. Die Selbstvertretungsbewegung, welche seit den 1980ern auch in Österreich aktiv ist, scheut nicht davor zurück, politische Veränderungen vorzunehmen. Beziehungsweise „kämpfen“ die Menschen für Ihre Rechte, vor allem darum, nicht länger als „geistig behindert“ angesehen zu werden, sondern als Menschen mit Lernschwierigkeiten. Die Menschen mit Lernschwierigkeiten wissen selbst um ihre Bedürfnisse und Wünsche, sie brauchen nur Unterstützung, diese umzusetzen und zu verwirklichen. Diese Unterstützung ist kein good will, sondern ihr Recht. Empowerment wird groß geschrieben. Gut so!

Die ersten Demonstrationen von Menschen mit Behinderungen fanden in den 1970er in Großbritannien und den USA statt, der Leitspruch „Nichts über uns, ohne uns“ ist bis heute als Leitspruch der People First Bewegungen bekannt. Dies war der Startschuss für die wissenschaftliche Forschungsrichtung der Disability Studies. Im Zentrum der Society for Disability Studies standen und stehen die Lebensbedingungen von Menschen mit Behinderungen im Kontext der jeweiligen Gesellschaft.

So wurde der Begriff Disability nicht auf die individuelle Beeinträchtigung zurückgeführt, „sondern auf soziale Barrieren, aufgebaut durch die nicht-behinderte Mehrheitsgesellschaft“ (Thomas 2002: 38). So gesehen wird der Begriff „disability“ wie „sexism, racism“, usw. auch als Diskriminierungsbegriff verstanden und sollte in die wissenschaftliche Debatte inkludiert werden. Die Disability Studies bilden eine Wissenschaft, die sich nur mit der Realität von Menschen mit Behinderungen auseinandersetzt.

Wie hängt das jetzt alles mit Sexualität, bzw. LGBTIQ* zusammen?

Menschen mit Lernschwierigkeiten wurde/wird vereinzelt ihre Sexualität abgesprochen. Menschen mit Behinderungen, insbesondere Frauen mit Behinderungen, wird häufig die Geschlechtlichkeit abgesprochen und sie werden als ageschlechtlich und asexuell angesehen (Garland-Thomson 2011: 30). Dieses Absprechen von Sexualität und Geschlechtlichkeit kann dazu führen, dass behinderte Personen aus dem Zweigeschlechtersystem herausfallen und ihnen beispielsweise Liebesbeziehungen, Familiengründungen und die Realisierung ihres Kinderwunsches nicht zugestanden werden (Raab 2010: 81). Menschen mit Lernschwierigkeiten haben dieselben sexuellen Bedürfnisse/Phantasien wie Menschen ohne Lernschwierigkeiten und Behinderungen. Der institutionelle Kontext in dem Menschen mit Lernschwierigkeiten leben, ist oft ausschlaggebend für die Reflexion der eigenen Geschlechtlichkeit und der eigenen Sexualität. Denn wenn kein Raum für Gedanken in diese Richtung geboten wird, ist es schwierig, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen.

Doch zurück zum Anfang: Historisch betrachtet wurden Menschen mit Behinderungen in unserer Gesellschaft oft als Last betrachtet, denken wir an den zweiten Weltkrieg und die Euthanasie. Ein Umdenken fand statt und es wurden Hilfsmittel vom Staat subventioniert für die Menschen zur Verfügung gestellt. Vorrangig handelt es sich hier um Hilfsmittel, die zur Mobilität beitragen. Doch für Menschen mit Lernschwierigkeiten sind die Hilfsmittel noch nicht ausgereift, bzw. in der Entstehung. Ein Tool dafür ist die Leichte Sprache.

Leichte Sprache und Selbstbestimmung

Leichte Sprache ist ein Hilfsmittel für Menschen mit Lernschwierigkeiten, um selbstständig Texte zu lesen, aufzunehmen und zu verstehen. Das Ziel ist es, die „Mittelspersonen“ auszuschalten und den Personen einen eigenen Zugang zu Informationen, Literatur, etc. zu ermöglichen. Das große Ziel ist, die Selbstständigkeit von Menschen mit Lernschwierigkeiten zu fördern. Die Leichte Sprache ist durch die Forderungen der Selbstbestimmungsbewegungen entstanden. Bei der Bewegung wurden Grundsätze aufgestellt, diese lauten:

- Zunächst einmal bin ich Mensch!
- Wir entscheiden!
- Wir haben ein Recht zu lernen!
- Wir haben unsere eigene Identität!

- Wir haben Namen!
 - Wir haben etwas zu sagen!
 - Wir wollen gleiche Chancen im Leben!
 - Wir sind etwas wert!
 - Wir haben das Recht, am Leben der Gesellschaft teilzunehmen!
 - Wir wollen so wie alle anderen in der Gesellschaft behandelt werden!
- (Bartuschat 2002: 22f)

Aufgrund dieser Grundsätze hat Inclusion Europe im Jahr 1998 einen Kriterienkatalog für die Erstellung von Texten in Leichter Sprache herausgegeben.

Die „SeiLais GesbR. Texte besser verstehen“ hat es sich zur Aufgabe gemacht, bei dem Prozess der Selbstbestimmung, des Empowerments, einen Teil beizutragen. Sie erstellen Texte in leichter Sprache für die Zielgruppe Menschen mit Lernschwierigkeiten, aber auch für andere Zielgruppen, wie Menschen mit Deutsch als Zweitsprache, Senior*innen, etc.

Rechtlich unterstützt wird das Vorhaben durch die UN-Konvention für Menschen mit Behinderungen, die Österreich im Jahr 2008 ratifiziert hat und durch den Nationalen Aktionsplan bis 2020 an viele Schritte der Umsetzung gebunden ist. Wir arbeiten an einem Verständnis in unserer Gesellschaft, dass neben der wissenschaftlichen und journalistischen Sprache auch die leichte Sprache eine Daseinsberechtigung hat.

Literatur:

GARLAND-THOMSON, Rosemarie. 2011. Integrating Disability, Transforming Feminist Theory. In: Kim Q. Hall (Hg.): Feminist disability studies. Bloomington, Ind., Chesham: Indiana University Press; Combined Academic [distributor], S. 13–47.

RAAB, Heike. 2007. Intersektionalität in der Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht. In: Anne Waldschmidt und Werner Schneider (Hg.): Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Bielefeld: Transcript (Disability Studies, Bd. 1), S. 127–150.

THOMAS, Carol. 2002. Disability Theory: Key Ideas, Issues and Thinkers. In: Barnes, Colion/Oliver, Mike/Barton, Len (Hg.). Disability Studies Today. Cambridge: Chapter 3.

Roswitha Hofmann

Zusammenfassung der Ergebnisse der WAST-Studie „Queer in Wien“ zum Thema „Queere Menschen mit Behinderungen“

Das Thema „Behinderung“ repräsentiert einen bisher weitgehend wenig beachteten Bereich, in dem sich die Heterogenität von LGBTIQs zeigt. „Behinderung“ wurde im Rahmen der Studie quantitativ wie qualitativ erfasst. In beiden Bereichen war jedoch die Teilnahme von LGBTIQs mit Behinderung

sehr gering. So nahmen an der Onlinebefragung lediglich 17 Personen teil, die Angaben zum Thema „Behinderung“ machten, der Einladung zu Gruppendiskussionen folgten 2 Personen. Dennoch zeigen die Daten einige wesentliche Verbesserungsnotwendigkeiten die Communities wie auch die Stadt Wien betreffend.

Datengrundlage

17 Teilnehmer_innen der Onlinebefragung gaben an, dass sie aufgrund einer Behinderung diskriminiert wurden. Die Teilnehmer_innen identifizierten sich geschlechtlich wie folgt:

Wie definieren Sie (derzeit) Ihr Geschlecht bzw. welches geschlechtliche Selbstverständnis haben Sie? Ich...	
	Anzahl
lebe als Frau und bin als Frau geboren	3
lebe als Mann und bin als Mann geboren	4
lebe als Frau und bin oder war transsexuell	1
kann/will mich nicht definieren	3
Zutreffend ist eher (offene Antworten):	
-	1
männlich	1
nichts	1
scheinsexuell	1
schwul	1
wurde als Kind geboren (weder Mann noch Frau) und sehe mich als non-binary	1
Total	17

Davon identifizierten sich vier Personen eher als „lesbisch“, jeweils fünf als „homosexuell“ bzw. als „pan-/polysexuell“, zwei als „bisexuell“ und jeweils eine als „asexuell“, „heterosexuell“ bzw. „unsicher“ (Mehrfachnennungen). Der Einladung zu Gruppendiskussionen folgten zwei schwule Männer mit körperlichen Behinderungen (35 bzw. 25 Jahre alt, einer ohne und einer mit Migrations- bzw. Fluchtgeschichte). Die Erreichbarkeit gestaltete sich durch den geringen Organisationsgrad von LGBTIQs mit Behinderung und der fehlenden Inklusion in die Communities äußerst schwierig.

Die Ergebnisse

In der Zusammenschau der quantitativen und qualitativen Ergebnisse ergaben sich folgende thematische Schwerpunkte und Handlungsfelder:

Barrierefreier Zugang zu den Communities

Die bauliche Barrierefreiheit von Community-Locations und im öffentlichen Raum ist weitgehend nicht gegeben (fehlende Aufzüge und Treppen, kaputte U-Bahnaufzüge, zu enge Türen, fehlende WCs etc.). Auch werden bei Veranstaltungsankündigungen und den Veranstaltungen selbst die Bedarfe von Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen noch kaum berücksichtigt. So sind beispielsweise Veranstaltungen für LGBTIQs mit einer Gehörbehinderung ohne Gebärdendolmetsch nicht informativ und langweilig, auch fehlen meist audio-visuelle Warnungen vor Gefahren.

Bauliche und andere Maßnahmen sind in der Community daher dringend nötig, um LGBTIQs mit Behinderung den Zugang und damit eine bessere Teilhabe zu ermöglichen. Besonders LGBTIQs mit

Behinderung im Coming-Out-Prozess erleben hier oft doppelte Schwierigkeiten – zum einen überhaupt ein Lokal aufzusuchen und zum anderen vor Ort oft noch um Hilfe ersuchen zu müssen.

Aufgrund der zahlreichen Barrieren ist die Nutzung des Internets ein wichtiges Element für LGBTIQs mit Behinderung. Barrieren, die im realen Leben eine Rolle spielen, sind im Netz nicht vorhanden. Das Internet erleichtert die Kontaktaufnahme über Dating-Plattformen und Social-Media-Kanäle. Diese werden dementsprechend häufiger genutzt als Lokale oder Beratungsstellen.

Mehr Aufklärung zum Thema Behinderung

Die beiden Teilnehmer des Gruppeninterviews wiesen mehrmals darauf hin, dass LGBTIQs mit Behinderung von Mehrfachdiskriminierung betroffen sind. Wesentliche Themen sind daher mehr Aufklärung zum Thema „Behinderung“, um die Sichtbarkeit von LGBTIQs mit Behinderung in den Communities zu verstärken und den Abbau von Berührungängste/-unsicherheiten zu unterstützen. Das in der Community vorhandene Wissen zum Thema wird als gering eingeschätzt, denn dass Menschen mit Behinderungen, ebenso wie Menschen ohne Behinderung, das Bedürfnis nach Kontakt, Partner_innenschaft und Sexualität haben, ist, so ein Befragungsteilnehmer, noch wenig im Bewusstsein vieler angekommen.

Gewaltprävention

Ein Mehr an Gewaltprävention wurde als weiteres Thema aufgeworfen. Nahezu die Hälfte der an der online-Befragung teilnehmenden LGBTIQs mit Behinderung hatten in den letzten 12 Monaten Diskriminierung oder Gewalt erfahren. Die Bereiche in denen diese Erfahrung gemacht wurde sind breit gestreut, jedoch werden der öffentliche Bereich und der virtuelle Bereich vergleichsweise stark thematisiert. Diskriminierung passiert aber auch in der Familie, der Beziehung und dem Bekanntenkreis wie auch in LGBTIQ-Lokalen.

Fazit

Das Thema LGBTIQ und Behinderung bedarf sicherlich noch weiterer Ausdifferenzierungen im Rahmen von Schwerpunktstudien, wobei insbesondere die Aktivierung von Personen mit unterschiedlichen Geschlechteridentitäten und Behinderung ein Ziel sein muss. Die vorliegenden Ergebnisse verweisen jedoch bereits auf eine Vielzahl an konkreten Maßnahmen, die in den Communities und von der Stadt Wien gesetzt werden können, um die Teilhabe von LGBTIQs mit Behinderung zu verbessern und zu fördern.

Einige Beispiele:

- Infos für Community-Einrichtungen hinsichtlich Fördermöglichkeiten zu baulicher Barrierefreiheit, Gebärdendolmetsch, etc.
- Informationsbereitstellung zum Themenfeld Behinderung in Community-Einrichtungen (Folder, Angabe der Art der Barrierefreiheit bei Veranstaltungsankündigungen, Begrüßungsvideo auf Websites in Österreichischer Gebärdensprache (ÖGS), etc.)
- Zusammenarbeit mit LGBTIQs mit Behinderung in der Ausarbeitung von Maßnahmen

Workshop 4: Leben als Regenbogenfamilie

Karin Mayer

Regenbogenfamilien – Chancen und Mühen permanenter Selbst(er)findung

Regenbogenfamilien sind kein Phänomen der jüngeren Vergangenheit. Dennoch: die prominenten Initiativen zur gesetzlichen Gleichstellung von LGBTIQs und die damit einhergehende (oder auch diesen voraus gehende) gesellschaftliche Sichtbarkeit haben auch Einfluss auf Selbstbild und Möglichkeiten für Regenbogenfamilien. Konkret in Österreich bedeutet dies: Zugang zu Pflege-Elternschaft (in Wien seit 1996; mittlerweile in allen Bundesländern), eingetragene Partner_innenschaft (2009), Stiefkindadoption (2013), Zugang zu medizinisch unterstützter Fortpflanzung für lesbische Paare (2015), Fremdkindadoption (2016), Recht auf Familiennamen bei eingetragener Partnerschaft (derzeit in Begutachtung). Die Aufnahme des Vereins FAmOs – Familien Andersrum Österreich - in den familienpolitischen Beirat der Bundesministerin für Familien und Jugend 2015 ist ein weiteres wichtiges Zeichen für die Anerkennung von Regenbogenfamilien in Österreich.

Obwohl explizite quantitative Erhebungen für Österreich in Bezug auf Regenbogenfamilien (noch) fehlen, gibt es deutliche Anzeichen, dass der „Gayby-Boom“ auch hierzulande eingesetzt hat und zunehmend mehr LGBTIQs Familiengründung und Kinderwunsch selbstverständlich in ihre Lebensentwürfe integrieren und realisieren. Bis zur vollständigen gesellschaftlichen und rechtlichen Gleichstellung von Regenbogenfamilien und Anerkennung als eine gleichwertige Familienform im breiten Spektrum von Familienkonstellationen ist es trotz alledem vermutlich noch ein langer Weg.

Im Workshop möchte ich eine Standort-Bestimmung von Regenbogenfamilien zwischen ihren Alltagserfahrungen inmitten einer heteronormativen Familienwelt und einer weitgehend auf kinderlose Erwachsene (und teilweise Jugendliche) orientierten LGBTIQ-Community versuchen und zur Diskussion stellen und abschließend die daraus resultierenden Anforderungen an das eben entstehende Regenbogenfamilienzentrum Wien kurz skizzieren.

Heteronormatives Familienbild – Freiraum und Widerspruch

Seit Mitte des 20. Jahrhunderts hat sich in westlichen Gesellschaften ein heteronormativer Familienbegriff als Leitmodell etabliert, der auf biologischer Abstammung basiert und die primäre Beziehung eines gegengeschlechtlichen Elternpaares zu ihrem Kind sowohl rechtlich als auch emotional fest schreibt. Dieses heteronormative Familienmodell bildet den gesellschaftlichen Bezugsrahmen für Menschen in ihren Lebensplanungen und Alltagsrealitäten wie auch staatlicherseits für sämtliche familienbezogene Rechtsbestimmungen. Auch Familienformen, die nicht diesem Idealtypus entsprechen (z. B. Alleinerziehende, Patchwork-Familien), wurden letztlich daran gemessen und damit ihre Rechte und Pflichten in Analogie zum etablierten Familienbild definiert.

Regenbogenfamilien setzen sich in den entscheidenden Kriterien weitgehend von dieser Familiennorm ab. An die Stelle eines gegengeschlechtlichen Elternpaares treten gleichgeschlechtlich liebende Menschen – von Alleinerziehenden über gleichgeschlechtliche Paare bis hin zu Konstellationen aus mehreren Menschen, die die gemeinsame Obsorge für das Kind faktisch übernehmen. Die Orientierung an der biologischen Abstammung tritt in den Hintergrund zu Gunsten von an der jeweiligen Beziehung zum Kind orientierten Familienkonstrukten, soziale Elternschaft wird an Stelle von oder in gleichberechtigter Ergänzung biologischer Elternschaft zum wesentlichen Kriterium für Familienzugehörigkeiten.

Dieses Anders-Sein hat vielfältige Auswirkungen auf Leben und Alltag von Regenbogenfamilien. Während für „Norm-Familien“ viele Aspekte der inneren und äußeren Familienbezüge durch gesellschaftliche Konvention wie auch durch Gesetzgebung geregelt und definiert sind, müssen Regenbogenfamilien vieles erst für sich neu definieren, erproben, neu erfinden. Dies eröffnet bedeutende Freiräume. Gleichzeitig bedingt das Herausfallen aus der „Familiennorm“ in vielen Bereichen das Fehlen von rechtlicher Absicherung innerfamiliärer Rechte und Pflichten von Kindern und Eltern sowie mangelnde Sichtbarkeit, Anerkennung und Rechtsansprüche in den gesellschaftlichen Bezügen der Familie oder einzelner ihrer Mitglieder (z. B. Auskunftsrechte, Obsorge, Besuchsrechte bei Trennungen, etc.). Neben den alltäglichen Herausforderungen eines Familienlebens haben Regenbogenfamilien also zusätzlich stets die Arbeit der (Selbst)Definition innerhalb der Familie sowie in ihren Außenbezügen zu leisten.

Die eigene Familie neu zu entwerfen bietet jedoch auch zahlreiche Chancen, von denen insbesondere die Kinder in Regenbogenfamilien in ihrer sozialen Entwicklung profitieren können.

Anders als noch vor fünfzehn, zwanzig Jahren, als in Österreich Kinder in Regenbogenfamilien überwiegend aus vorangegangenen heterosexuellen Beziehungen stammten, steigt nunmehr der Anteil an Kindern, die in einer Regenbogen-Konstellation geboren oder durch Pflegschaft oder Adoption aufgenommen werden. Der Familiengründung geht also eine intensive Phase der Familienplanung voraus, in der Vorstellungen über das künftige Familienleben besprochen und ausverhandelt werden sowie die Zustimmung aller Beteiligten erprobt und gefestigt wird. Familie wird so von Beginn an als ein dialogisches System etabliert, das Bedürfnisse, Wünsche und Möglichkeiten aller Beteiligten zusammen zu bringen versucht. Auch in Bezug auf die Kinder ist das Reden über die eigene Familie ein wichtiger Teil im familiären Alltag: Spätestens ab dem Zeitpunkt, wo die Außenbezüge der Kinder zunehmen, besteht phasenweise großer Bedarf an Gesprächen über die Besonderheiten als Regenbogenfamilie.

In der Praxis und durch Studien belegt bilden diese Prozesse der Selbst(er)findung unter anderem auch den Hintergrund für Entwicklungen, die in „Norm-Familien“ schwieriger zu erreichen sind:

Studien zur Lebenssituation von Regenbogenfamilien belegen beispielsweise eine deutlich egalitäre Verteilung von Haus- und Erziehungsarbeit zwischen den erwachsenen Familienmitgliedern als dies in heteronormativen Familien der Fall ist. Ebenso verweisen Studien darauf, dass (heteronormative) Rollenklischees bei Kindern aus Regenbogenfamilien weniger stark ausgeprägt sind. Kinder aus Regenbogenfamilien sind in ihren sozialen Kompetenzen gleich gut entwickelt wie Kinder aus heteronormativen Familien, in Teilbereichen – wie Umgang mit Diversität, Lösung von Konflikten – wird allerdings manchmal auch höhere Kompetenz zugesprochen.

Wir sind „normal“ versus Vorbereitung auf Diskriminierung

Der familiäre Alltag von Regenbogenfamilien unterscheidet sich – abgesehen von den oben beschriebenen Prozessen – kaum von jenem anderer Familien: Versorgung und Pflege der Kinder, Beziehungsarbeit, Schulaufgaben, spielen, feiern, Konflikte lösen, usw. Regenbogenfamilien möchten als „ganz normale“ Familien wahrgenommen werden. Abgesehen von Anerkennungsproblemen innerhalb der Herkunftsfamilien ist dies vor allem in den Außenkontakten der Familie immer wieder schwierig.

Insbesondere im Umgang mit Institutionen, Ämtern und Behörden haben Regenbogenfamilien häufig mit Unwissenheit, Verunsicherung und manchmal auch mit offener Ablehnung seitens des Gegenübers zu kämpfen. Das macht die Durchsetzung bereits erworbener Rechte nicht selten mühevoll und zeitaufwendig. Wo Rechte prinzipiell noch fehlen oder gar Verbote bestehen, bewegen sich Regenbogenfamilien in einem unsicheren Rahmen, der familiär etablierte Beziehungen beeinträchtigen oder auch gefährden kann. Dies gilt insbesondere für die Rolle von Co-Eltern, sowohl in Paar-Konstellationen als viel mehr noch in Mehr-Eltern-Familien, die auf keinerlei Analogie zu gängigen Familienbildern rekurren können.

Für Kinder in Regenbogenfamilien ist die eigene Familie im Kleinkindalter zunächst die erlebte (und verallgemeinerte) Norm. Die Besonderheit der eigenen Familie wird erst mit zunehmendem Kontakt mit der Außenwelt (Kindergruppe, Schule, Freund_innen) erfahrbar. Damit diese Besonderheit von den Kindern nicht als Nachteil wahrgenommen wird, bemühen sich Regenbogen-Eltern um Stärkung des eigenen Selbstbewusstseins als Familie. Das Postulieren der Gleichwertigkeit im Inneren stößt aber im Außen doch wiederholt an erlebte Diskriminierung. In Bezug auf die Kinder stellt sich für Regenbogenfamilien also die Herausforderung, Kindern die Gleichwertigkeit ihrer Familie zu vermitteln und sie gleichzeitig auf möglicherweise diskriminierende Erfahrungen vorzubereiten.

Die Erfahrung zeigt, dass in diesem Zusammenhang für die Kinder das offene und selbstverständliche Auftreten als Regenbogenfamilie für ihr Selbstwertgefühl besonders wichtig ist. Für die Erwachsenen bedeutet dies – anders als für kinderlose LGTBQs – dass öffentliche Coming Outs (in Kindergarten, Schule, Freizeiteinrichtung, bei anderen Familien, etc.) permanenter Bestandteil des Alltagslebens sind. Es geht dabei um den pro-aktiven Schutz der Kinder vor Diskriminierung, gleichzeitig aber auch um das beispielhafte „Nicht-Verstecken“ der eigenen familiären Besonderheit. Gleichzeitig werden dabei auch immer die Kinder mit-geoutet, die - zumindest im Kleinkindalter - diese Coming Out-Entscheidungen noch nicht eigenverantwortlich mittragen können.

Regenbogen-Eltern haben also in Bezug auf ihre Wahlfreiheit bezüglich des Coming Outs mit Bedacht auf ihre Kinder weniger Spielraum als kinderlose LGTBQs und die Folgen des Coming Outs betreffen jeweils nicht nur sie selbst, sondern immer auch ihre Kinder.

Community

Was in Bezug auf Familienwelten gilt – nämlich dass Regenbogenfamilien hier laufend um ihre selbstverständliche und gleichberechtigte Zugehörigkeit ringen müssen – gilt nach wie vor in hohem Maß auch für die Zugehörigkeit zur LGTBQ-Community. Auf politisch-ideologischer Ebene wird innerhalb der Community der Kinderwunsch von LGTBQs weitgehend an- und aufgenommen und Forderungen nach gesellschaftlicher Gleichstellung inkludieren seit einigen Jahren auch die Anliegen von Regenbogenfamilien.

Die Beteiligung am Community-Leben hingegen gestaltet sich für Regenbogenfamilien äußerst schwierig – besonders, wenn die Kinder noch klein sind. Die konkreten Angebote und Orte der Community – Lokale, Freizeitgruppen, Parties, politische Veranstaltungen, Kino, Tagungen, etc. – richten sich in Inhalt und in ihren Rahmenbedingungen primär an kinderlose Erwachsene. Damit wird es für Regenbogen-Eltern schwierig, den für viele in Bezug auf ihre Identität wichtigen Kontakt zur Community ab dem Zeitpunkt der Familiengründung aufrecht zu erhalten. Auch in den privaten Beziehungen zeigen sich häufig Brüche oder Entfremdungsprozesse mit kinderlosen Menschen.

Anders als heterosexuelle Menschen (und hier besonders die Mütter), die anlässlich der Familiengründung ähnliche Veränderungsprozesse in Bezug auf kinderlose Freund_innen und Bekannte erleben, aber im Gegenzug in die heteronormativen Familienwelten aufgenommen werden, bleiben Regenbogenfamilien hier „zwischen den Welten“. Weder sind sie selbstverständlicher Teil der gesellschaftlichen Familienräume, noch können sie weiterhin ungebrochen am Leben der LGBTIQ-Community teilhaben.

Role Models erwünscht

Die soziale Einbindung in Gruppen mit ähnlichen Lebensrealitäten ist für Menschen wichtig im Hinblick auf die Ausbildung der eigenen Identität und eine wichtige Ressource zum Austausch von Erfahrungen, Erlebnis von Gemeinschaft und Unterstützung in schwierigen Lebensphasen und Krisen. Ein Leben mit Kindern erfordert von Erwachsenen unzählige Entscheidungen, Flexibilität, Festlegungen, auch Krisen-Management, die nicht allein durch individuelle Reflexions- und Entscheidungsprozesse gelöst werden können. Als Orientierung greifen Eltern daher oft auf Erziehungsmodelle ihrer Herkunftsfamilie (oder auf Abgrenzung zu diesen) zurück oder eben auf Erfahrungen anderer Familien.

Durch die jahrzehntelange Unsichtbarkeit von Regenbogenfamilien fehlt es hier noch deutlich an geeigneten Role Models für die wachsende Gruppe junger Regenbogenfamilien, die in familiären Entscheidungsprozessen als Orientierung dienen könnten: Wie regeln wir Beziehungen und Verantwortlichkeiten der Elternteile (oft auch mehr als zwei)? Wie gestalten wir das Coming Out gegenüber unseren Kindern, wie im äußeren Umfeld? Was passiert in der Pubertät? Wie können wir unsere Kinder bestmöglich vor Diskriminierung schützen? Wie gestalten wir Veränderungsprozesse im familiären Lebenszyklus, was tun wir im Fall einer Trennung? Und vieles mehr.

Der Gestaltungsfreiraum, über den Regenbogenfamilien in Bezug auf ihr Familienkonstrukt verfügen, braucht also – gerade auch vor dem Hintergrund des teilweisen Fehlens entsprechender gesellschaftlich-rechtlicher Rahmenbedingungen – den Rekurs auf Erfahrungen anderer Regenbogenfamilien.

Anforderungen an das Regenbogenfamilienzentrum Wien

In Wien entsteht derzeit Österreichs erstes Regenbogenfamilienzentrum als Kooperationsprojekt zwischen dem Verein FAmOs – Familien Andersrum Österreich, dem Bezirk Margareten und der Gemeinde Wien.

Selbstverständlich werden sich die Angebote des Zentrums primär an Regenbogenfamilien und LGBTIQs mit Kinderwunsch richten. Die begrenzten Ressourcen erfordern eine Fokussierung des Angebots auf die dringlichsten Bedürfnisse unserer Zielgruppen. Aus den eingangs beschriebenen Dynamiken scheinen dies in erster Linie zwei Dinge zu sein:

Raum für Begegnung und informellen Austausch zwischen Regenbogenfamilien sowie ein angemessenes Beratungsangebot zur Unterstützung von Regenbogenfamilien in entscheidenden Familienphasen.

Besonders in der Phase der Familienplanung – also im konzeptionellen Entwurf der zukünftigen Regenbogenfamilie – sowie während der ersten Familienjahre scheint der Wunsch nach Begegnung, Austausch und Begleitung hoch zu sein. Das zeigt auch eine kürzlich durchgeführte Online-Umfrage des Vereins FAmOs: Zwei Drittel der 146 befragten Personen gibt rechtliche Beratung als besonders wichtig im Hinblick auf die Angebote des Regenbogenfamilienzentrums an. Knapp die Hälfte der Befragten wünscht sich Beratungsangebote in Bezug auf Kindergarten und Volksschule sowie allgemein psychosoziale Beratung.

Das generelle Interesse an FAmOs wurde vorrangig begründet mit der Durchsetzung rechtlicher Gleichstellung, Bereitstellung rechtlicher Informationen sowie Sichtbarkeit von Regenbogenfamilien in der Öffentlichkeit. Bei den familienbezogenen Angeboten steht der Wunsch nach Beratung bei der Familiengründung sowie die Vernetzung mit anderen Regenbogenfamilien (für jeweils knapp 50 % der Befragten sehr wichtig) ganz oben auf der Liste.

Im Hinblick auf die Erleichterung der Außenbezüge von Regenbogenfamilien wird das Zentrum aber auch Akzente setzen und Angebote schaffen, die das Wissen um Lebensrealitäten und Rechte von Regenbogenfamilien bei familienrelevanten Einrichtungen und Institutionen (Kindergärten, Schulen, Ämtern und Behörden, Beratungseinrichtungen) erweitern und Unsicherheiten sowie potentielle Diskriminierung abzubauen helfen.

Dies gilt auch in Bezug auf Initiativen und Einrichtungen der LGBTIQ-Community. Auch hier braucht es eine schrittweise Öffnung von Angeboten, um die Partizipation von Regenbogenfamilien zu erleichtern. Das Regenbogenfamilienzentrum wird sich deshalb auch innerhalb der Community für derartige Veränderungen stark machen.

Karin Schönpflug

Zusammenfassung der Ergebnisse der WAST-Studie „Queer in Wien“ zum Thema „Leben als Regenbogenfamilie“

Definition „Regenbogenfamilie“ in der Studie

Dieser Themenbereich wurde im Online-Fragebogen über mehrere Items adressiert, aus dem für die Auswertung ein Teilsample zusammengestellt werden konnte: In das Teilsample einbezogen wurden TeilnehmerInnen die bei der Frage „Ich wohne ...“ die Antwortmöglichkeiten „mit PartnerIn und deren/dessen Kinder/ern“ (22 Personen) oder „mit PartnerIn und meinem/meinen Kindern“ (82 Personen) oder „mit PartnerIn und unserem/unseren gemeinsamen Kind/ern“ (99 Personen) ausgewählt haben. Dies ergab ein Teilsample von insgesamt 203 Personen.

Die meisten Personen aus dieser Gruppe sind zwischen 31 und 45 Jahre alt, 113 der Personen aus diesem Teilsample definieren sich als Frauen, 50 als Männer, 7 als transsexuell, 5 als transgender und

1 Person als intersexuell. Die restlichen Personen machten keine Angaben, wollten sich anders oder nicht definieren.

Beziehungsstatus der Befragten in Regenbogenfamilien

Sie sind derzeit...	Anzahl
in keiner Beziehung/Single	9
in einer gleichgeschlechtlichen Zweierbeziehung ohne Rechtsform	33
in einer verschiedengeschlechtlichen Zweierbeziehung ohne Rechtsform	28
in einer eingetragenen PartnerInnenschaft	30
in einer Mehrfachbeziehung	8
verheiratet nach dem österr. Eherecht	96
getrennt nach aufgelöster eingetragener PartnerInnenschaft	4
geschieden nach dem österr. Eherecht	8
verwitwet	2
trifft alles nicht zu, sondern... (Qualitative Nennungen)	7

Quelle: IHS

Demnach leben die meisten Personen in einer aufrechten Ehe gefolgt von jenen, die in einer gleichgeschlechtlichen Zweierbeziehung leben bzw. in einer eingetragenen PartnerInnenschaft.

40% der TeilnehmerInnen haben einen Universitätsabschluss, fast 16% Matura und 15% einen Abschluss an einer berufsbildenden Schule. Nur 6% haben einen Pflichtschulabschluss und 9% einen Lehrabschluss. 78 Personen des Teilsamples sind angestellt, 64 sind BeamtInnen oder Vertragsbedienstete, 27 Personen sind selbstständig erwerbstätig und 15 sind in Karenz bzw. in einer Auszeit.

Zufriedenheit mit den Faktoren des Lebens in Wien

Zum Thema Regenbogenfamilien und zur Vertiefung der quantitativen Ergebnisse wurden auch drei themenzentrierte Interviews geführt:

Die Begriffe Regenbogenfamilie und Eltern werden von den Interviewten sehr differenziert gesehen – als ausgrenzend aber auch als identitätsstiftend und verbindend. Es wird deutlich, dass die Begriffe, stark mit heteronormativen Verhältnissen verknüpft sind und deren Bewertung bzw. Aneignungen daher ambivalent sind. Den Interviewten ist es sichtlich wichtig, dass das Bewusstsein wächst, dass es nicht nur Vater, Mutter, Kind gibt, sondern vielfältige Formen von Familie.

Wie zufrieden sind Sie mit den folgenden Faktoren Ihres gegenwärtigen Lebens in Wien?		Anzahl	Prozent
PartnerInnenschaft(en)/ Beziehung(en)	sehr zufrieden	57	46
	zufrieden	41	33
	nicht zufrieden	11	9
	betrifft mich nicht	14	11
	Total	123	100
Bedingungen für Verpartnerung	sehr zufrieden	18	15
	zufrieden	43	35
	nicht zufrieden	25	21
	betrifft mich nicht	36	30
	Total	122	100
Möglichkeit Regenbogenfamilie zu gründen	sehr zufrieden	15	12
	zufrieden	40	33
	nicht zufrieden	22	18
	betrifft mich nicht	45	37
	Total	122	100
Möglichkeit der Annahme eines Pflegekindes	sehr zufrieden	21	17
	zufrieden	27	22
	nicht zufrieden	18	15
	betrifft mich nicht	56	46
	Total	122	100
Angebote bei der Kinderbetreuung	sehr zufrieden	22	18
	zufrieden	56	46
	nicht zufrieden	21	17
	betrifft mich nicht	23	19
	Total	122	100

Quelle: IHS

Wünsche der Befragten

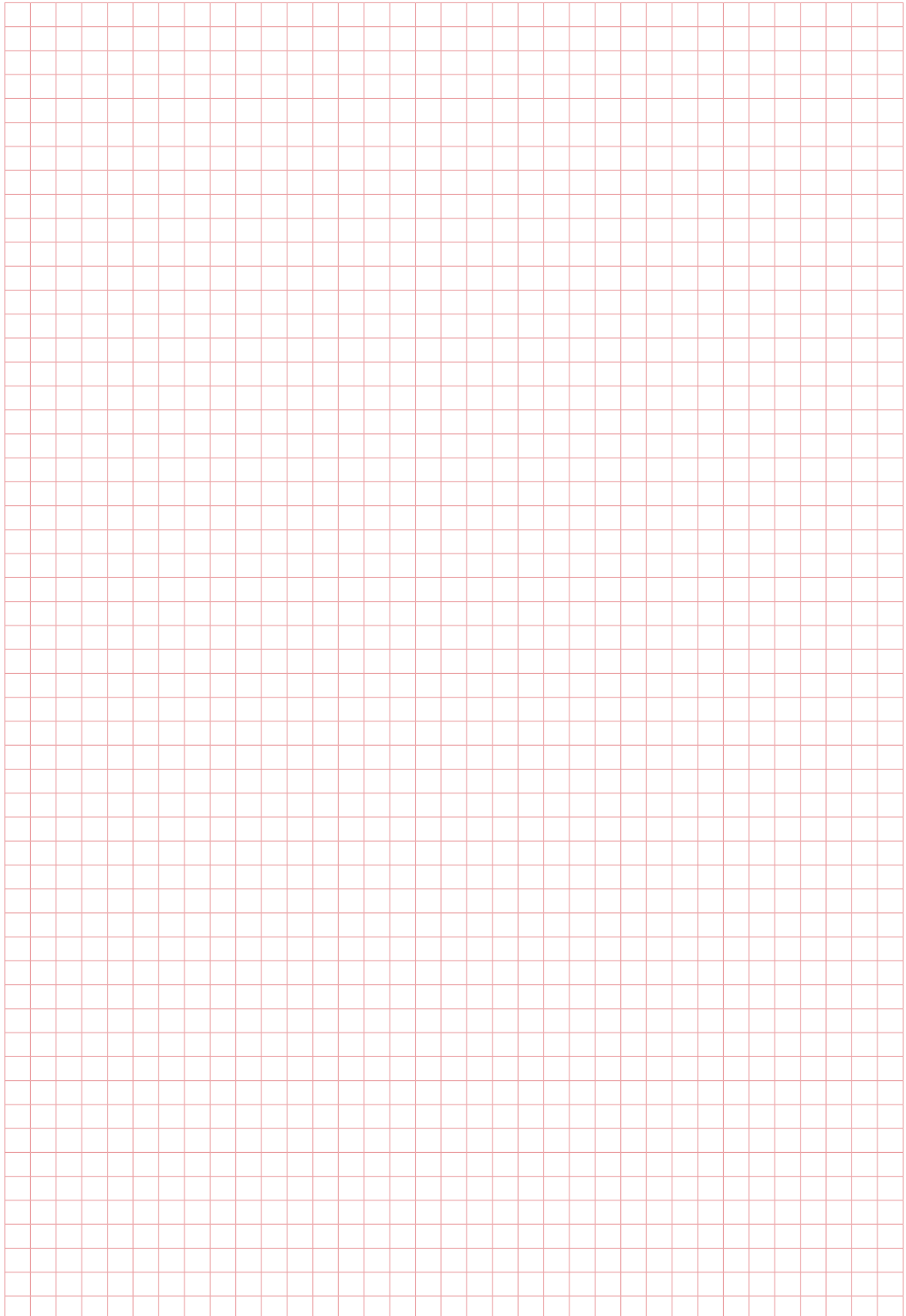
Es wird mehr Unterstützung von Regenbogenfamilien eingefordert, unter anderem durch die Einrichtung eines Regenbogenfamilienzentrums. Auch wünschen sich TeilnehmerInnen, dass die Ämter sich grundsätzlich besser auf die Existenz von Regenbogenfamilien einstellen (Formulare adaptieren, Amtswege erleichtern, Weiterbildung für PädagogInnen, etc.). Von den Eltern wird auch der Schulbereich und insbesondere der Kindergarten als wichtiger Ort gesehen wo mehr Aufklärung und Kompetenzentwicklung stattfinden muss, um das nach wie vor bestehende heteronormative Bild von Familie der Realität anzupassen, Diskriminierung zu vermeiden und Inklusion von Kindern aus Regenbogenfamilien zu fördern.

Zusammenfassung der Ergebnisse

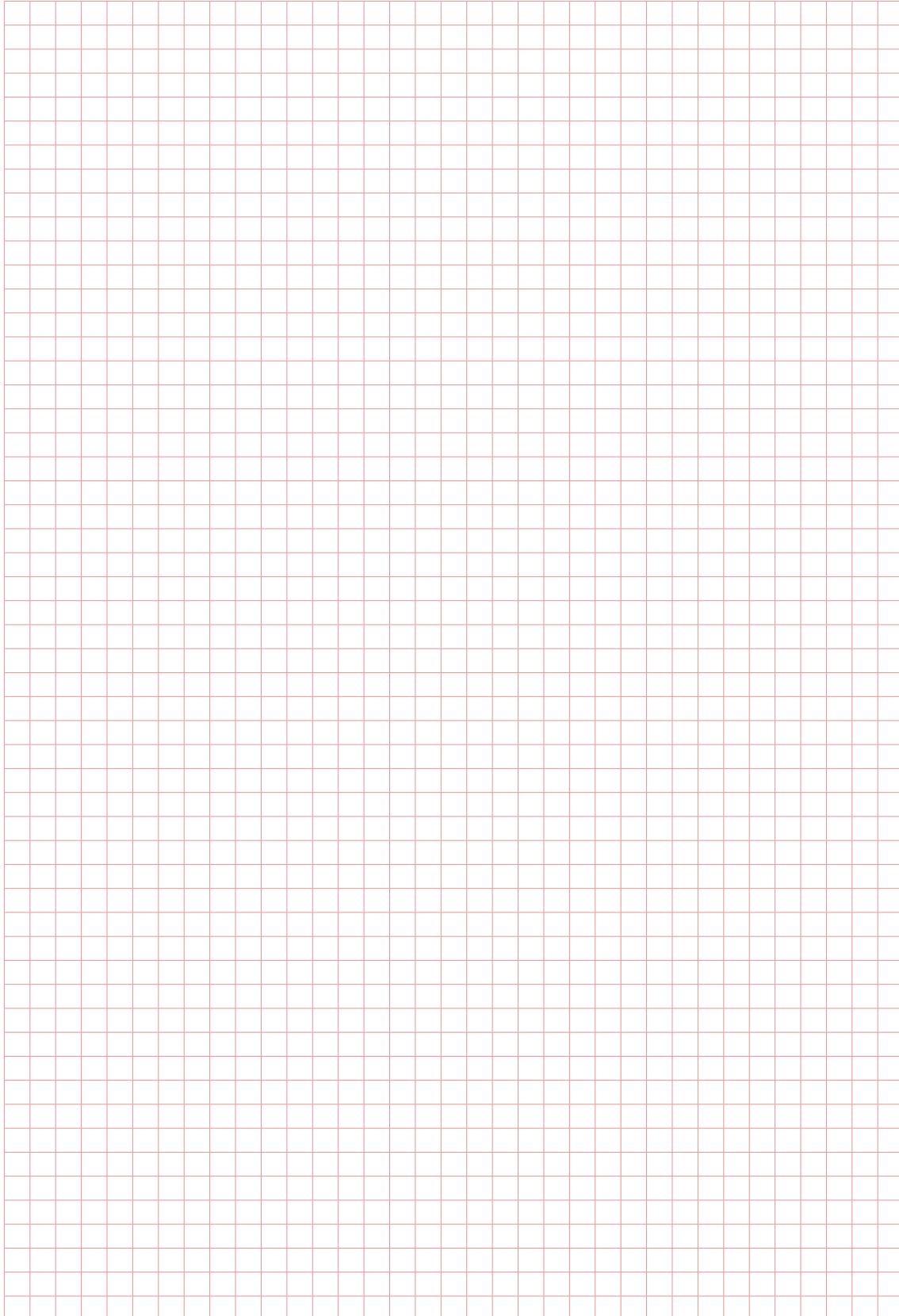
- Die Möglichkeit in Wien eine Regenbogenfamilie zu gründen ist für 45% sehr zufriedenstellend bzw. zufriedenstellend. Die für Regenbogenfamilien wichtige Kinderbetreuung wird ebenfalls mit hohen Zufriedenheitswerten bedacht, allerdings sind auch hier etwa rund 20% nicht zufrieden.
- TeilnehmerInnen äußern Kritik an den Kursen für Pflegeeltern; diese seien stark von geschlechts spezifischen Rollenbildern geprägt gewesen; sie hätten eine mangelnde Sensibilität gegenüber anderen Familien- und Elternbildern wahrgenommen.

- In entsprechenden Formularen für Pflegeelternschaft fehlen neutrale Formulierungen, d.h. zu meist wird Mutter und Vater abgefragt, nicht jedoch Pflegeeltern, wodurch die Rollen immer nur zweigeschlechtlich festgelegt bleiben.
- (Städtische) Kindergärten und KindergärtnerInnen werden als „überfordert“ und mangelhaft sensibilisiert wahrgenommen; ein entsprechender informierter Umgang mit gleichgeschlechtlichen Eltern fehle.
- Ähnliches gilt auch für den Bereich Schule; auch hier wünschen sich LGBTI Eltern entsprechende Fortbildungen, damit LehrerInnen und DirektorInnen sensibel und nicht-diskriminierend mit Regenbogenfamilien umgehen.
- Auch zuständige Ämter werden als wenig sensibilisiert und mangelhaft informiert wahrgenommen; hier wünschen sich LGBTIs mehr Aufklärung und Fortbildung für BeamtInnen.
- In Summe ergab sich für die Lebenszufriedenheit der „Regenbogenfamilien“ in der online-Befragung jedenfalls eine sehr hohe Zufriedenheit.

Notizen

A large rectangular area filled with a grid of thin red lines, resembling graph paper, intended for taking notes.

Notizen



Konferenzveranstalterin

Wiener Antidiskriminierungsstelle für gleichgeschlechtliche und transgender Lebensweisen

A 1080 Wien, Auerspergstraße 15

Tel. +43 1 4000 81449

E-Mail: wast@gif.wien.gv.at

www.queer.wien.at

(f) www.facebook.com/wiener.antidiskriminierungsstelle

Konferenzort

Wiener Rathaus, Wappensaal

A 1080 Wien, Lichtenfelsgasse 2, Feststiege 2

Barrierefreier Zugang über Stiege 8

Öffentliche Verkehrsanbindung

U2, Straßenbahnlinie 2: Station Rathaus

Straßenbahnlinien 1, 71, D: Station Rathausplatz-Burgtheater

Wissenschaftliche Leitung und Moderation

Mag. Wolfgang Wilhelm, WAST